



# Gestern, Heute, Übermorgen!

Zum Semesterstart meldet sich das StudentenPACK passend zum großen Jubiläum der Universität mit seiner ganz eigenen Sammlung von Rückblicken und Geschichten aus den vergangenen 50 Jahren. Wir haben für euch in Archiven geblättert, unzählige Artikel alter Studentenzeitungen gelesen und uns mit Menschen unterhalten, die die Ereignisse der vergangenen Jahrzehnte selbst miterlebt und gestaltet haben. Das Ergebnis ist eine Chronik der noch jungen Universität von ihrer Vergangenheit in der Heilanstalt Strecknitz (ab S.6) bis hinein in die Zukunft (S. 28). Ihr lest, wogegen früher protestiert wurde (ab S.12), wie leicht man sich ein Berufsverbot einhandeln konnte (S.17) und natürlich darf auch „Lübeck kämpft“ nicht fehlen

(S.31). Außerdem können wir euch den Abschluss der bisher unvollendeten Geschichte um das Hypomochlion präsentieren (ab S.19).

Wenn ihr beim Lesen Lust auf mehr Historisches aus 50 Jahren Universitätsgeschichte bekommen habt, seid ihr natürlich herzlich eingeladen, auf unserer Webseite im Heftarchiv durch die alten Ausgaben unserer Vorgängerzeitungen zu blättern.

Wir wünschen euch viel Spaß beim Lesen!

... eure StudentenPACKer

## Impressum

Das StudentenPACK erscheint während der Vorlesungszeit meist monatlich mit einer Auflage von 500 Stück im Eigenverlag des Allgemeinen Studierendenausschusses der Universität zu Lübeck und wird unentgeltlich abgegeben.

### Redaktion

Annika Munko (V.i.S.d.P.), Albert Piek, Annika Steinmeier, Birte Ohm, Bjarne Witten, Estelle Kleefisch, Fabian Schwarze, Hendrik Wallbaum, Johann Mattutat, Johannes Zanken

### Mitarbeit an dieser Ausgabe

Andrea Löseke, Lukas Ruge

### Design und Satz

Hendrik Wallbaum, Johann Mattutat, Fabian Schwarze

### Kontakt

ASTA der Universität zu Lübeck in  
23538 Lübeck

Telefon: 0451 3 05 04 39

redaktion@studentenpack.uni-luebeck.de

www.studentenpack.uni-luebeck.de



Fastnachtsparty in den siebziger Jahren im „Zentrum“ in der Alfstraße. Foto: Eckart de Bary

**Erinnerung** Kurze Interviews mit studierten Männern.

# Dat erzähl ich meine Enkel!

**von Birte Ohm.**

Wenn wir mit unserem Studium fertig sind – woran werden wir uns erinnern? Sicher werden die großen politischen Ereignisse, die unsere Uni zu unserer Studienzeit bewegt haben, einen großen Teil unserer Erinnerung einnehmen. Hauptsächlich werden wir uns aber an unsere persönlichen Erfahrungen erinnern.

Wir werden uns an unsere Ankunft in

Lübeck erinnern: An unsere Vorwoche und die Wohnungssuche – unzählige WG-Castings, Stress mit dem Studentenwohnheim und endlose Renovierungsarbeiten. Auch Johannes Hoffmann, der 1973 für den klinischen Abschnitt seines Medizinstudiums von Mainz nach Lübeck kam, erinnert sich an Wohnungsprobleme: „Einige von uns Neuen sind dann in Räumlichkeiten des damaligen Lysia-Hotels untergekommen. Aber als wir dort dann anfangen, mit un-

İSİTE YA DA YÜKSEK OKUL/EDUCATIONAL INSTITUTION UNIVERSITÄT MAINZ	
YADI/FULL NAME <u>JOHANNES HOFFMANN</u>	
U/CITIZENSHIP <u>DEUTSCHER</u>	
İ YERİ VE TARİHİ/PLACE AND DATE OF BIRTH <u>IN -BAD GODESBERG, 2. XII. 1947</u>	
İRTUN VERİLDİĞİ YER, TARİH, NO./ISSUING PLACE, AND NO. OF PASSPORT <u>İ-BAD GODESBERG, 1. III. 1972, 9684953</u>	
İDE KALİŞ SÜRESİ/PERIOD OF STAY IN TURKEY <u>13.1. VII. 1972</u>	
<u>13/10/1977</u>	
BU KARTIN SAHİBİ OLAN YABANCI ÖĞRENCİ TÜRKİYE'DE ÜNİVERSİTE VE YÜKSEK OKUL ÖĞRENCİLERİNE SAĞLANAN BÜTÜN HAK VE İNDİ- RİMLERDEN YARARLANIR.	
THE HOLDER OF THIS CARD IS A FULL-TIME STUDENT AND THERE- FORE IS ENTITLED TO PROFIT FROM ALL PRIVILEGES AND REDUCTIONS GRANTED TO TURKISH STUDENTS IN TURKEY	
	
№ 004896	

Johannes Hoffmann erzählt zu seinem Studentenausweis: „Ich hielt mich damals in Istanbul auf (daher der türkische Studentenausweis) und war unterwegs nach Indien. Die Haar- und Bartpracht war durchaus von Vorteil, im Nahen und Mittleren Osten fiel ich nicht als Ausländer auf.“ Foto: Johannes Hoffmann

seren Tauchsiedern auf den Tischen zu kochen, wurden wir vorsichtig hinauskomplimentiert. Für uns war das natürlich trotzdem eine tolle Unterkunft – und das kostenlos.“

„Als wir uns dann etwas anderes suchen müssten, haben wir bei einer Großfamilie mit vier Kindern und zwei Hunden gewohnt. Die Familie war finanziell in Bedrängnis geraten und musste Zimmer vermieten [...]. Wir gehörten dort wirklich zur Familie. Diese sehr herzliche Aufnahme hat uns gut gefallen, das hat schon Eindruck auf uns gemacht! Die beiden Eltern gingen dann morgens früh zur Arbeit und wir haben uns um Frühstück und Schulbrote für die Kinder gekümmert, dafür hat die Mutter unsere Wäsche gewaschen. Noch dazu hatte die Familie einen Pool, das war super – besonders weil unser erster Sommer in Lübeck ein Jahrhundertssommer war. Nach dem Frühstück am Pool haben wir uns dann so gegen zwölf auf den Weg in die Mensa gemacht...“

Eckart de Bary, der gemeinsam mit Johannes Hoffmann nach Lübeck kam, erinnert sich an eine noch bemerkenswertere Wohnsituation: „Als ich nach dem Studium in der Kinderklinik gearbeitet habe, da

wohnte ein junger Mann in der Neuropädiatrie. Der wohnte da – in einem Patientenzimmer. Er war der Sohn eines Lübecker Gesundheitssenators oder über andere Ecken mit diesem verbandelt; jedenfalls war er dort zur Berufsfindung aufgenommen worden. Er ging morgens weg, machte mal hier und mal dort ein Praktikum, kam abends wieder und schlief dann da. Das ging mindestens ein Dreivierteljahr so. Das muss man sich mal vorstellen.“

Wir werden uns auch an die kleinen Dinge erinnern, die uns den Uni-Alltag versüßt haben – daran, wie wir uns im Sommer immer mit einem Eis aus der Mensa, natürlich mit viel Streuseln, in den Carlebachpark gesetzt haben oder im Winter gemeinsam Kakao getrunken haben. Dr. Eggers, der im Oktober 1974 hierher kam und bis heute in der Anatomie der Uni Lübeck arbeitet und lehrt, erinnert sich: „Eine Sache fand ich für uns Studenten sehr schön. Und zwar gab es in der Mensa, die damals noch in der Baracke, die jetzt gerade abgerissen worden ist, untergebracht war, zwei große Kannen mit Buttermilch zur freien Verfügung. Man konnte sich dort hinsetzen, Zeitung lesen und dazu kostenlos Buttermilch trinken. Das habe ich sehr gerne gemacht,

denn Durst hatte ich immer. Ich fand es gemütlich, konnte mich dort mit den Kommilitonen treffen, in Ruhe lesen oder klönen und dazu Buttermilch trinken.“

Dass wirklich immer Durst da war, kann Johannes Hoffmann nachvollziehen: „Oh ja, im Zolln, da waren wir immer nach dem Sport. Direkt gegenüber ist ja die Turnhalle – und im Zolln konnte man danach die verlorene Flüssigkeit wieder auffüllen. Das war damals schon ein wichtiger Ort der Kommunikation.“ Zu seiner Zeit gab es in der Innenstadt auch noch einen anderen studentischen Kommunikationsort. De Bary erzählt: „Das Zentrum war ein Studentenzentrum in der Alfstraße, finanziert von den Freunden und Förderern der MAL. Im Grunde war es eine kaum genutzte Kneipe mit einer kleinen Küche und einem Probenraum zum Musikhören. Als wir 73 gekommen sind, hieß es, das Zentrum sollte zugemacht werden, weil es zu teuer sei. Der Besitzer hatte wohl die Miete erhöht, das war alles ziemlich undurchsichtig. Das Studentenwerk kam schließlich mit ins Boot und hat die Nebenkosten übernommen, die höhere Miete sollte dadurch wieder reinkommen, dass wir mehr Leute auf das Zentrum aufmerksam machten, die dort hinkommen sollten. Wir haben dann auch an der Fachhochschule und der Musikhochschule Reklame gemacht, damit das Zentrum kein ‚elitärer Medizinerclub‘ war, sondern ein wirklich breites Besucherspektrum hatte. Freitags und samstags spielten dort Bands, dann wurde es richtig voll. Manchmal gab es auch Events wie das ‚Gaudi-Med‘, das Fastnachtsfest. Das ging von Freitag Abend bis Montag Früh – es war durchgehend geöffnet. Da war es wirklich so, dass, wenn neue Leute ins Gebäude wollten, woanders vorher welche rausgehen mussten. Beim ersten Mal, als wir das richtig groß aufgezogen haben, da mussten wir Sonntag Morgen noch losfahren, unseren Bierlieferanten rausklingeln

und noch ein paar Fässer Bier nachholen. Das war das Zentrum. Als wir 76 mit dem Studium aufgehört haben, lief das noch ein, zwei Jahre weiter, doch dann wurde es dichtgemacht.“

Heute haben wir ja zum Glück den ‚Engel‘ mit mindestens genau so gut besuchten Konzerten wie damals im Zentrum. Nach langen Semesterferien außerhalb von Lübeck treffen wir dort unsere Kommilitonen wieder, tauschen Praktikums- und Urlaubserfahrungen aus und trinken literweise Mexikaner.

Wir werden uns nach dem Studium auch an unsere Ausflüge und Auslandserfahrungen erinnern – an Fachschaftsfahrten, Medimeisterschaften und unsere Erasmus-Zeit. Dr. Peter Delius, der 1980 für den klinischen Abschnitt seines Medizinstudiums nach Lübeck kam, erinnert sich an „eine Fahrt nach Bergen als Studienvertreter, eingeladen von der dortigen Universität im Rahmen der bestehenden Partnerschaft.“ Er erzählt: „Wir waren ungefähr 20 Studierende und wurden dort empfangen wie die Könige, wie die Vertreter der Hanse in einer Hansekolonie. Wir waren sehr beeindruckt von der Gastfreundschaft und all dem, was unsere Gastgeber uns geboten haben, und sehr beschämt, als sich später herausstellte, dass die norwegischen Studenten ein halbes Jahr vorher da gewesen waren und keiner sie beachtet hatte. Sie waren in einer Jugendherberge untergebracht worden und hatten große Schwierigkeiten, überhaupt Anschluss zu finden. Das spiegelte – historisch gesehen – vielleicht ein bisschen das Verhältnis von Lübeck, der Königin der Hanse, zu seiner kleinen norwegischen Kolonie in Bergen wider. Das war jedenfalls etwas, was mir bleibend in Erinnerung geblieben ist.“

Studieren war also schon immer etwas Besonderes – und manchmal lernt man dabei auch was.



Die Gebäude der Heilanstalt Strecknitz werden heute unter anderem von der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie genutzt. Foto: Lukas Ruge

**Strecknitz** Da wo heute die Universität zu Lübeck steht, war vorher nicht nichts. Im Gegenteil: Die Heilanstalt Strecknitz, deren Gebäude sie heute nutzt, hat eine bewegte Geschichte. Eine Zeitzeugin und ein ehemaliger Student erinnern sich...

## Vergangen und vergessen?

von Johannes Zanken.

Während meiner Famulatur in einem Paderborner Krankenhaus lerne ich die Patientin Jutta Nunn kennen. Sie ist eine sympathische, offene Dame, die das Gespräch sucht und gerne erzählt. Als ein solches Gespräch während einer Blutentnahme auf meinen Studienort fällt, nennt sie Lübeck ihre zweite Heimat. Ein paar Sätze später weiß ich, dass die 87-Jährige im Frühjahr 1942 Patientin in Strecknitz, also in den Gebäuden, die im Osten des Campus liegen und heute unter anderem von der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie genutzt werden, war.

Strecknitz war ein Jahr zuvor als Nervenheilanstalt von den Nationalsozialisten aufgelöst worden, die Patienten wurden im Zuge der Euthanasie-Programme in „Durchgangsanstalten“ ermordet. Einer

breiteren Öffentlichkeit bekannt wurde dies nicht zuletzt durch das Engagement von Peter Delius, Medizin-Student in den Achtzigern und heute Psychiater in Lübeck, der auch seine Dissertation über die Heilanstalt verfasste. Er wertete die Patientenakten der Deportierten aus und brachte die Schicksale der Insassen ans Tageslicht. Wie er daran kam, erzählt Delius im StudentenPACK-Interview: „Professor Dilling, der Leiter der psychiatrischen Klinik, hat uns damals Akten über die Patienten in Strecknitz zur Verfügung gestellt. Besser gesagt: Er hat uns den Schlüssel zu einem Raum gegeben und gesagt, dort könnte was zu finden sein, oben im Turm. Da haben wir dann gesucht, die Akten gefunden und schließlich publiziert.“ Dies wurde jedoch nicht von allen wohlwollend aufgenommen. „Da ging’s dann richtig hoch her! Sie können sich gar nicht

vorstellen, wie schwierig das war, damals über die Geschichte der Universität oder damals der Medizinischen Hochschule zu sprechen, weil das als Nestbeschmutzung galt. Die Akteure – das waren außer mir noch zwei, drei andere – wurden nicht nur zeitweise aus den Gremien ausgeschlossen, sondern richtig bedroht – sogar mit Mord. Das war ein Hochschullehrer, der uns damals bedroht hat, kein kleines Licht. Über die Heilanstalt Strecknitz zu sprechen, wurde damals nicht als historische Aufarbeitung empfunden, sondern als Makel auf dieser jungen Hochschule angesehen. Es wurde vielmehr die Gefahr gesehen, dass diese naturwissenschaftliche Hochschule kontaminiert werden könnte mit der Ermordung beziehungsweise Deportation von psychisch Kranken.“

An einem freien Nachmittag treffe ich mich mit Frau Nunn zu einem längeren Gespräch. Sie erzählt: „1942 bekam ich Scharlach, das war von April bis Mai. Da kam ich erst für drei Tage ins Krankenhaus Süd bis ich dann nach Strecknitz verlegt wurde. Damals war ich noch sehr jung, vierzehn genauer gesagt, und bin furchtbar traurig gewesen. [...] Allmählich habe ich mich dann beruhigt. Wir hatten ein wunderschönes, helles Zimmer. Eine Arbeitsmaid, in der Hitlerzeit war das ja noch der Arbeitsdienst, war da auch noch mit mir im Zimmer und zusätzlich war da noch eine Kinderpflegerin. Ganz plötzlich dann mussten wir aus diesem herrlichen, lichtdurchfluteten Zimmer raus und mussten den Gang runter in so ein kleines Dreibettzimmer, in dem es immer ganz dunkel war. Wir waren darüber sehr wütend, das war nämlich, weil unter den Finanzschülern in Mölln Scharlach ausgebrochen war und die dann haufenweise ankamen. Als wir die zum ersten Mal gesehen haben, dachten wir nur: ‚Ihr seid doch Idioten! Wie seht ihr denn aus?‘ Achtzehn- und neunzehnjährige große Jungs mit ganz kurzen Cordhosen

und dann noch diese braune Uniform mit dem Hakenkreuz am Arm. Also für uns sahen die aus wie Clowns. Aber einige von denen waren ziemlich krank und als wir dann schon wieder etwas aufstehen durften, haben wir den Krankenschwestern mitgeholfen, dass wir denen mal Wasser brachten und so weiter. Gegenüber befand sich die Tuberkulose-Station. Ab und zu haben wir gesehen, wie sie die Leichen in Wannen hinausgeschleppt haben. Das war für uns junge Menschen schon ziemlich beängstigend.“

### **Jutta Nunn beobachtet einen Abtransport**

„Ich hatte zwei Ärztinnen – Ärzte gab es ja nicht – es war schließlich Krieg, man kann sich ja vorstellen, wo die waren. Der einen Ärztin konnte man kein Lächeln abringen, die hat einem immer nur auf den Bauch geguckt und die Mandeln abgetastet, von der waren wir nicht so begeistert. Die andere war eine recht hübsche dunkelhaarige, die sich auch schon mehr mit uns abgegeben und sich immer, wenn wir traurig waren zu uns ans Bett gesetzt hat. Besonders bei einer Patientin – die war siebzehn Jahre alt und von oben bis unten in Watte gepackt, weil sie durch den Scharlach ganz schlimmes Rheuma bekommen hatte. Der konnte man den Puls nur am Ohr fühlen. Mit der hat sie sich viel Zeit gelassen, sie hatte ja auch sehr starke Schmerzen. Also von der Ärztin waren wir alle begeistert, die andere war nicht so beeindruckend, eben weil sie so ernst und stur war. Vielleicht war die schon an der Front gewesen, man weiß das ja nicht. Die Oberschwester war aber auch in Ordnung und die anderen Krankenschwestern haben sich sehr viel Zeit für uns genommen.“

Nach der Auflösung der Heilanstalt brechen viele Chroniken ab. Infolge eines verheerenden Bombenangriffs auf Lübeck im März 1942 nahm die Stadt die Gebäude zur Unterbringung der Verletzten in



Die Inschrift des 1983 aufgestellten Gedenksteines erinnert an die deportierten Patienten. Foto: Lukas Ruge

Anspruch. Aber auch weiterhin wurden in Strecknitz psychiatrische und behinderte Patienten, die vom Nazi-Regime als „Ballast“ verurteilt worden waren, eingesperrt. Ihnen erging es wie den 605 Patienten, die ein Jahr zuvor deportiert worden waren. Jutta Nunn beobachtete damals einen solchen Abtransport: „Als wir dann öfter und länger aufstehen durften, sind wir bei schönem Wetter manchmal auf einen kleinen Balkon am Ende von Haus 1 gegangen. In Haus 2 waren damals auch die geistig Behinderten. Wir konnten die – meistens waren es Frauen – da hinter Gittertüren sehen, wie sie uns durch diese Türen anguckten. Das war beeindruckend für uns, denn dass diese Leute hinter Gittern waren, das fanden wir nicht gut. Schließlich wussten wir, dass nicht alle geistig Behinderten gleich sind. [...] Jedenfalls kamen eines Tages ganz viele Krankenwagen vorgefahren und brachten diese Leute raus. Einige wurden von den Krankenschwestern - die müssen das ja gewusst haben, wo die hingebacht wurden – an der Hand geführt, andere waren an einer Trage festgebunden. Die kamen alle weg. Wir haben dann eine Krankenschwester gefragt, wo die denn hinkämen und die meinte nur: ‚Wir brauchen hier den Block. Die kommen alle

nach Eckernförde.‘ Wir wussten ja nicht, was da vor sich geht. Wir wussten zwar, dass es Konzentrationslager gab, aber uns wurde immer erzählt, dass da Leute hinkämen, die arbeitsscheu waren, deshalb wurde das ja auch nur Arbeitslager genannt. In Wirklichkeit war das ja alles ganz anders.“

Wenig später wurde Jutta Nunn entlassen. Ein paar Jahre später kehrte sie aber wieder nach Strecknitz zurück. „Über die Jahre habe ich dann auch nicht mehr erfahren, bis ich dann in meiner Ausbildung zur Kinderkrankenpflegerin auf die gynäkologische Station, das war ganz unten so ein querstehender Block, damals war da noch ein Professor Kirchhoff drin, kam. Das war Ende 1946 und 1947. Uns wurde da beigebracht, wie man für die Frühchen so eine Extra-Kost zubereitete. Dafür waren wir in einer Teeküche und da war auch eine ältere Krankenschwester, mit der ich mich über die Klinik unterhalten habe. Und als ich ihr dann erzählte, dass ich 1942 sechs Wochen lang mit Scharlach hier gelegen hatte und hatte ihr auch das mit dem Abtransport der Behinderten erzählt. Da sagte dann diese Schwester mit einem ganz komischen Lächeln auf dem Gesicht: ‚Eckernförde? Die haben wir alle in die Gaskammern gebracht!‘ Das war

für mich so schrecklich! [...] Ich habe mir dann immer wieder diese Gestalten vorgestellt, die hinter diesen Gittern zu uns rüber guckten, und dann ist mir das erst bewusst geworden: Die haben diese Leute vergast. Das war so entsetzlich für mich, dass mich heute noch, wenn ich an diese Menschen denke, so ein Schaudern überkommt. Wir haben ja auch nie empfunden, dass die verrückt sind. Für uns waren das nur arme, kranke Menschen. Und seitdem ich das erfahren hatte, denke ich immer daran, dass diese Menschen ja auch Eltern hatten. Was hat man denen erzählt, als man ihre Kinder weggebracht hat? Und das waren ja Unmengen, die da waren. Als das später in den ganzen Verhandlungen gegen die Nazis rauskam, da hat man dann ja erfahren, dass, wenn jemand im Konzentrationslager in Anführungszeichen ‚verstarb‘, man den Angehörigen gesagt hat, er wäre an Herzversagen gestorben. Aber das war dann ja ganz anders gewesen.“

### Ein Mahnmal wird aufgestellt

Seit 1983 erinnert ein Gedenkstein vor Haus 6 an die Deportation im Jahre 1941. Die Errichtung war ein gemeinsames Projekt von Studenten und Professoren, das jedoch auf einigen Widerstand stieß. Peter Delius erzählt davon: „Das war wirklich nicht einfach. Da haben sich dann aber einige Hochschullehrer auch wirklich drum verdient gemacht. Die Studenten alleine hätten das damals nicht durchsetzen können. Lange Zeit ging es darum, ob es eigentlich ‚Mahnmal‘ heißen darf, weil es einigen – auch dem damaligen Präsidenten der Medizinischen Hochschule – viel zu weit ging, dass da ‚gemahnt‘ wurde. Es sollte eher eine neutrale Information sein.“ Die Vergangenheit der Universitätsgebäude ist heute ein fester Bestandteil der Medizingeschichte-Vorlesung, aber auch das war nicht immer so: „Bis 1980 war im Vorlesungsverzeichnis kein Wort über die

Tatsache zu finden, dass die Medizinische Hochschule in den Gebäuden eines psychiatrischen Krankenhauses gegründet wurde, deren Insassen vorher deportiert wurden. [...] Für viele von den Medizinhistorikern war das gar kein Thema, weil sie fanden, dass Geschichte nicht Zeitgeschichte sein darf, sondern zurückliegen muss. So ist es mit der Bewältigung der NS-Verbrechen – es müssen mehrere Generationen darüber hinweggehen; die letzten Täter müssen, na ja, nicht gestorben, aber zumindest so alt sein, dass sie nicht mehr als Bedrohung wahrgenommen werden können. Dann kann darüber so pragmatisch gesprochen werden, wie Sie das heute tun. Doch damals waren noch zu viele Väter involviert in die Geschichte des Nationalsozialismus, die als drohende Instanz im Hintergrund immer spürbar waren.“

Trotz ihrer Erlebnisse behält Jutta Nunn auch die guten Erinnerungen an das Krankenhaus im Gedächtnis: „Was schön war: Es war so weit man sehen konnte, wie ein Park angelegt war mit Rasen und riesigen Bäumen an beiden Seiten. Das war so schön, aber wohl schon älter – von Hitler war das ganz bestimmt nicht angelegt. Der Mensch, der das geplant hat, wird sich sicherlich gedacht haben, dass man diesen Patienten ja auch was Nettes bieten muss.“ Sie ist auch weiterhin mit Lübeck verbunden. Zwar kann sie die Stadt nicht mehr so oft besuchen, zu Weihnachten gibt es bei ihr aber immer Lübecker Marzipan.

„Ich kann mich noch erinnern, wie ich damals oben am Kohlmarkt gestanden, die Mühlenstraße runter geschaut und dabei gedacht habe: ‚Wenn der Krieg vorbei ist, dann wirst du wieder hier stehen und guckst dir das an, wenn das alles heil ist.‘ Als ich das dann das erste Mal wieder gesehen habe, war ich schon mit meinem Mann verheiratet und da habe ich dem das alles erzählt.“



# provisorium

Ein Gebäude für alles: Haus 21 war das Logo des „Provisoriums“, Lübecks erster Studentenzeitung, außerdem beherbergte es in den 60er Jahren Mensa und Asta der Medizinischen Akademie Lübeck. Quelle: Provisorium

**Geschichte** „Möge aus dem jüngsten Kind der Kieler Universität einst eine strahlende Tochter werden.“

## Die Anfänge der Uni Lübeck

**von Estelle Kleefisch.**

„In einer würdigen Feierstunde, an der rund 250 Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens teilnahmen, wurde gestern im Audienzsaal des Lübecker Rathauses die in Gründung befindliche Medizinische Akademie Lübeck offiziell eröffnet“, heißt es am 4. November 1964 in den Lübecker Nachrichten. Ministerpräsident, Staatsrat und Kultusminister Schleswig-Holsteins, der gesamte Lehrkörper der Universität Kiel mitsamt neuer Lübecker Kollegen sind am 3. November 1964 nach Lübeck gekommen, um in einem Festakt die Geburtsstunde einer Universität zu begehen, deren Gründung den „Beginn eines neuen

Kapitels der Lübecker Geschichte“ markiert, wie Stadtpräsident Gaul es 1964 formuliert. Wie sich die medizinische Akademie, liebevoll aber bestimmt „Tochter“ der Christian-Albrechts-Universität Kiel genannt, entwickeln wird, weiß zu diesem Zeitpunkt keiner der Anwesenden. Nach viereinhalb Jahren umfangreicher Vorbereitungen, die nicht zuletzt als reich an Auseinandersetzungen über die Finanzierung und - vor allem - den Status der Hochschule beschrieben werden, blicken die Redner in stolzer Erwartung auf die Entwicklung des „jüngsten Kindes der CAU“ und hoffen, es „möge einst eine strahlende Tochter werden“, lautet es weiter in den Lübecker Nachrichten vom 4. Novem-

ber 1964. Man beglückwünscht sich, den „Standort Lübeck mit Geschick ausgesucht zu haben, zumal diese Stadt eine große Tradition und ein wertvolles kulturelles Erbe aufzuweisen habe.“

### **Kiel und Lübeck – Alte Liebe**

Die Kieler Einwände sind allerdings nicht zu überhören: Wie die Lübecker Nachrichten weiter schreiben, betont der Rektor der CAU Kiel, Prof. Hoffmann, „der Weg zur Gründung sei dornenreich gewesen. Auch in Kiel habe man oftmals gezweifelt, ob er der richtige sei. Nun, da die Würfel gefallen seien, erkenne man es aber an.“ Der Kieler Rektor kommt nicht umhin, mit leisem Widerwillen zu bemerken: „Eine gewisse Eigenständigkeit der Lübecker Anstalt sei unverkennbar zu spüren“. Wer hätte gedacht, dass das „jüngste Kind“ der Kieler Universität sich als so eigenständig erweisen würde? Nicht einmal zehn Jahre nach ihrer Gründung wird die „Zweite medizinischen Fakultät der Christian-Albrechts-Universität Kiel“ zur „Medizinischen Hochschule Lübeck.“ Innerhalb der ersten zwanzig Jahre vervierzigfacht sich die Studentenzahl. Nach weiteren zehn Jahren wird die Universität um den Fachbereich Informatik erweitert. Seitdem wachsen Studenten- und Studiengangszahlen exponentiell. Spätestens mit „Lübeck kämpft“ behauptet sich die Universität 2010 entgültig gegenüber der Uni Kiel.

### **Früher war alles anders**

Für die 14 Medizinstudenten, die sich im Wintersemester 64/65 zur klinischen Ausbildung nach Lübeck wagten, ging mit den Eröffnungsfeierlichkeiten das Abenteuer erst richtig los. Wie studierte es sich an einer neugegründeten Universität in den 60ern? Wenn auch provisorisch eingerichtet: Die Mensa bot dem guten Dutzend Neuankömmlingen mit 110 Sitzgelegenheiten wesentlich mehr Platz, als

die heutige Mensa uns 3704 Studenten plus Fachhochschülern bietet. Das Essen kam vorerst aus der Krankenhausküche. Für den AStA wurden ein Arbeits- und ein Besprechungsraum eingerichtet. Bis 1965 das Jugenddorf Anschützstraße gebaut wurde, fanden die ersten Lübecker Medizinstudenten ein eigens für sie reserviertes Zimmer im Wohnheim der staatlichen Ingenieurschule. Wesentlicher Bestandteil des neuen Lübecker Ausbildungskonzeptes war der Unterricht am Krankenbett. Die Dauer der praktischen Ausbildung während der Semesterferien belief sich auf vier Wochen. Außerdem sollten Arbeitsgemeinschaften aus Studenten und Dozenten gebildet werden – was in Anbetracht der Tatsache, dass es wesentlich mehr Lehrende als Studierende gab, ein Leichtes war. Wer im Klinischen Abschnitt die Fächer der Vorklinik vermisste, der konnte sich darüber freuen, dass die „Fortsetzung der physikalisch-chemischen Ausbildung über das Physikum hinaus“ fest im Curriculum verankert war. Vorlesungen fanden sowohl im damaligen Krankenhaus Süd als auch Ost statt. Innerhalb der 15-minütigen Pausen zwischen den Vorlesungen vom einen Krankenhaus zum anderen zu gelangen, war eine echte Herausforderung. Bis ein Shuttle-Bus der Stadtwerke eingerichtet wurde, nahmen Dozenten die Studenten nicht selten einfach im eigenen Auto mit.

In den letzten 50 Jahren hat sich auf dem Campus Lübeck also einiges getan. Nur der Grundgedanke, den Lübecks Stadtpräsident am 3. November 1964 im Audienzsaal des Rathauses formulierte, ist hoffentlich der gleiche geblieben: „Mögen die jungen Menschen hier in Lübeck erfüllt werden von hoher beruflicher Auffassung und ausgezeichnetem Können und von der schlichten Menschlichkeit zugleich, die sich im Helfen und Dienen an den Mitbürgern erfüllt.“

# Wehret den Anfängen!

Zum 1. Ordnungsverfahren an der MHL

Am 14.11. um 14<sup>30</sup> kommt in Haus 2 Zimmer 12 nach einem halben Jahr nun endlich "Butter bei de Fisch". Dann wird sich in der Verhandlung herausstellen, was wahr ist an den Horrordimensionen des Prof. Henßke (Orthopädie), der sich während des PJ-Streiks im SS durch ca. 50, vom damaligen stellvert. AStA-Vorsitzenden Sebastian Stierl angeführte "ortsfremde mit Emblemen von K-gruppen dekorierte Personen" zu Uhlem genötigt sah, nämlich u.a. "Diskussionen mit mir nur teilweise bekannten Personen zu führen." Diese und andere erschreckliche Details in einem Schreiben ans Präsidium reichten damals dem Kanzler v. Detmering aus, um, natürlich ohne vorherige Anhörung der anderen Seite, das 1. Ordnungsverfahren an der MHL einzuleiten.

## Das ging gegen alle!

Diese Maßnahme, nach dem Hädelsführerprinzip einen Einzelnen herausgreifen und exemplarisch zu bestrafen, sollte disziplinierend auf alle wirken, denn die wachsende Entschlossenheit der Studenten, ihrem Unmut über die PJ-Misere in konkreten Aktionen Luft zu machen, hat im Präsidium sicher einige Geister in Bewegung gebracht. Aber anstatt sich mit unseren berechtigten Forderungen zu solidarisieren, zeigten die Präsidialen einmal mehr was Geistes Kinder sie sind: mit dem Knüttel der Repression die aufflackernde Unruhe im Keim ersticken - so sollte es sein.

## Solidarität ist unsere Kraft

Doch daraus wurde nichts - das Ding erwies sich als Rohrkrepierei: über Presse und Rundfunk, von ÖTV - Lübeck bis zum SPD-Kreisauschuß, mit über 1300 Unterschriften und 63 Selbstanzeigen und verschiedenen Aktionen bewiesen die Studenten und weite Teile der Öffentlichkeit nachdrücklich, daß sie nicht bereit sind, derartige willkürliche Unterdrückungsmaßnahmen widerspruchslos hinzunehmen. "Die alte Forderung "Weg mit dem Ordnungsrecht" konnte nun am konkreten Beispiel belegt werden.

## Persönliche Erfahrungen

Für viele Kommilitonen war dies die erste direkte Konfrontation mit der Repression des HSG und nicht wenigen fuhr der Schreck ganz kräftig in die Knochen. Doch im Gegensatz zur geplanten Wirkung, wuchs die Empörung und in den gemeinsamen Aktionen haben viele gemerkt,

daß dies der einzige Weg ist, mit dem ständig wachsenden Druck von oben fertig zu werden.

Die Studenten der MHL haben sich nicht beeindrucken lassen. Sie haben sich gewehrt.

Die Wahl von Sebastian zum AStA-Vorsitzenden unterstrich diese Haltung nachdrücklich.

## Die Reaktion der Herren

Durch die massive Solidaritätskampagne verunsichert, warf das Präsidium in hundertfacher Auflage an der MHL eine Mitteilung des KuMi unters Volk, die besonders den Angestellten (gemeint waren wohl die Assistenten!) die Wahrnehmung eines "allgemein-politischen Mandats" mit der Drohung disziplinarischer Maßnahmen untersagte. Mit dieser Aktion sollten die "Landesbediensteten" verunsichert, und von einer Parteinahme in der Auseinander-



zung abgehalten werden. In den Antwortschreiben auf die Proteste verschiedener Organisationen, wurde man von Seiten des Präsidiums dann auch recht deutlich. Im Brief an die ÖTV heißt es: "Das Präsidium weist jedoch die Einmischung in hochschulinterne Angelegenheiten und die Aufforderung der Nichtbeachtung des Gesetzes energisch zurück." Den Gipfel des Zynismus erreichen die hohen Herren allerdings in Schreiben an die Jusos, heißt es doch dort: "Es (das Ordnungsrecht) hat den Zweck, Studenten vor strafrechtlicher Verfolgung zu schützen,..." (Daß Sebastian für das 5-minütige Plauder mit Prof. Henßke friedensbruch etc. in den dafür sollte er dem Präsidium auf Knien dankbar sein.)  
**Ordnungsausschuß**  
Daß diese eigentümlichen bei der sonst eher konservativen Haltung der MHL nicht ohne Echo



Sebastian Stierl (sitzend, 3. von rechts) war 1978 Vorsitzender des ASiA. Quelle: Sebastian Stierl

**Hochschulpolitik** Der politisch sehr engagierte ehemalige ASiA-Vorsitzende Dr. Sebastian Stierl erinnert sich an eine aufregende Zeit.

## Von Solidarität und sich wehrenden Studenten

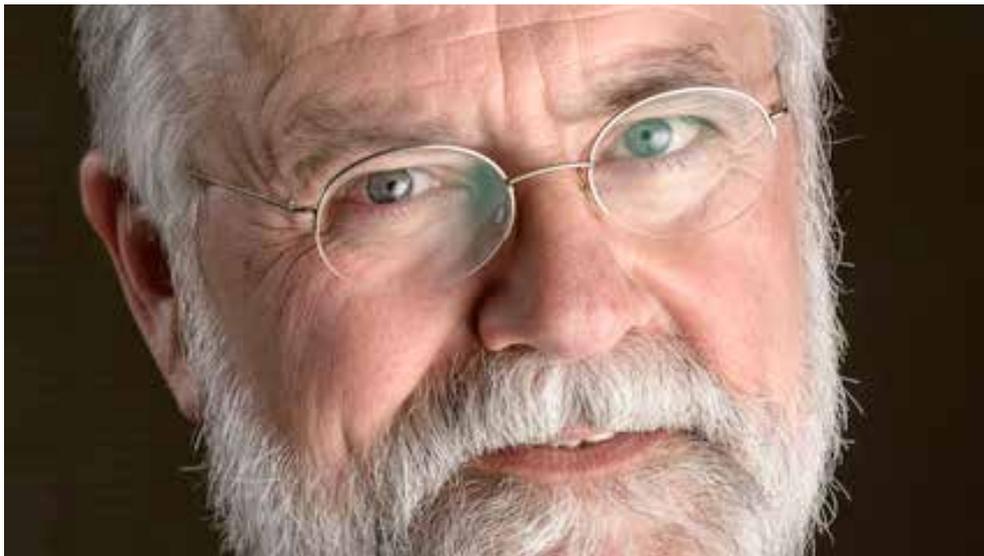
von Johannes Zanken.

Bundesweite Proteste, Studenten-Streiks, Ordnungsverfahren – all das sieht man heutzutage auf dem Lübecker Campus nicht mehr. Aber das war mal anders.

Die siebziger Jahre waren auch auf dem noch jungen Lübecker Campus eine all-gemein- wie hochschulpolitisch lebhafteste Zeit. Es ist die Zeit, in der Sebastian Stierl an der Medizinischen Hochschule Lübeck sein Studium absolviert. Zum Sommersemester 1976 wechselt er von Marburg

hierher, weil er sich einen persönlicheren Kontakt mit den Lehrenden und mehr Zusammenhalt unter den Studenten wünscht. „Die Medizinische Hochschule Lübeck war gefühlt eher eine Dorfschule gegenüber der Lernfabrik in Marburg. Schließlich fand ich die alte Stadt und das nahe Meer reizvoll“, erläutert er seine Wahl. Der MHL bleibt er bis zum Abschluss seiner Promotion 1982 erhalten.

Die Frage, sich hochschulpolitisch zu engagieren, stellte sich für Sebastian Stierl gar nicht erst: „Für mich war es die Fortsetzung einer schon als Schüler politisch en-



Heute ist er ärztlicher Direktor der psychiatrischen Klinik Lüneburg.. Quelle: Sebastian Stierl

gagierten Haltung. Ein prägendes Erlebnis waren die Aktionen gegen BILD und den Springer-Verlag nach dem Mordanschlag auf Rudi Dutschke Ostern 1968, an denen ich als 16-jähriger Schüler in Essen teilgenommen habe. Bis heute bin ich davon überzeugt, dass dieses Land die Katastrophe des Nationalsozialismus nicht verstanden hat. Die notwendigen Konsequenzen wurden unter dem Wiedererstarken des Kapitals erstickt, statt Bildung und Gerechtigkeit haben sich das Recht des Stärkeren und ein Raubbau an den Ressourcen ausbreitet.“

Im Sommer 1977 führt er als AStA-Vorsitzender einen etwa 50 Studenten umfassenden Streik im Rahmen der bundesweiten Proteste gegen die Einführung des Praktischen Jahres als „Beschaffungsmaßnahme billiger Arbeitskräfte“ an, was für ihn nicht ohne Konsequenzen bleibt: Er wird als Rädelsführer ausgemacht und gegen ihn wird, um ein Exempel zu statuieren, das erste Ordnungsverfahren der Hochschule eingeleitet. Er berichtet: „In

der auf Harmonie getrimmten Atmosphäre der MHL war der erstaunlich geschlossene Protest der Studenten eine Ungeheuerlichkeit. Dabei wurde ich vom Ordinarius der Orthopädie und Reserveoffizier Professor Henßge als Rädelsführer ausgemacht. Er veranlasste die Einleitung eines Ordnungsverfahrens, das immerhin die Relegation (Anm. d. Red.: Ausschluss vom Hochschulstudium) als stärkste Sanktion vorsah. Die Disziplinierungsaktion nach außen wurde parallel mit einem Stellenangebot nach dem Studium in seiner Orthopädischen Klinik verbunden(!). Letztlich ging es um Spaltung. Erreicht hat er damit das Gegenteil: als ihrem AStA-Vorsitzenden haben sich die Kommilitoninnen und Kommilitonen demonstrativ hinter mich gestellt. Letztlich musste ich das Ordnungsverfahren aber durch zwei Instanzen gegen die MHL juristisch ‚niederringen‘. Insgesamt eine aufregende Zeit, die mich besonders die Bedeutung von Solidarität gelehrt hat. Dabei war die Hochschulleitung keinesfalls ein geschlossener Block. Das Angebot

einer Doktorarbeit durch Professor Horst Dilling war zum Beispiel eine demonstrative Sympathiebekundung.“

Es passt in eine Zeit, in der es auf dem Lübecker Campus sehr viel politischer als heute zuing. „Tatsächlich war die Zeit damals für Lübecker Verhältnisse recht lebhaft. Im Vergleich zu den wochenlangen Besetzungen des AStA-Büros an der Uni Marburg mit Polizeieinsätzen und großen Demonstrationen wirkte die MHL allerdings geradezu idyllisch. Aber immerhin: Ein neues Hochschulrahmengesetz wurde verabschiedet, das wir als massiven Angriff auf die Verfasste Studentenschaft mit ihren Organen Vollversammlung und Urabstimmung verstanden haben. Und immer wieder ging es um das ‚Politische Mandat‘ also die Möglichkeit, aus der Studentenschaft heraus auch allgemeinpolitische Stellungnahmen abzugeben, zum Beispiel zur Kernenergie oder zum Einfluss der Industrie auf die Wissenschaft durch die anwachsende Drittmittelforschung. [...] Tatsächlich haben wir uns intensiv mit solchen hochschulpolitischen Fragen beschäftigt, endlose Debatten in den verschiedenen Gremien geführt und Wandzeitungen und Flugblätter verfasst. Das Ganze hat aber auch deshalb erstaunliche Kräfte freigesetzt, weil es in der Verbindung von Politik und Studium auch noch eine Kultur des Zusammenhalts gab, die sich zum Beispiel in tollen AStA-Feten ausdrückte.“

Sebastian Stierl sieht darin auch einen nachhaltigen Effekt: „Rückblickend habe ich schon den Eindruck, dass in der damaligen Ärztegengeneration ein kritisches Bewusstsein von der eigenen gesellschaftlichen Rolle entstanden ist. Bei dem einen oder anderen mag es dazu beigetragen haben, dass er sich später beruflich stärker politisch engagiert hat und die Verbindung von gesellschaftlichen Verhältnissen und Gesundheit etwas tiefergehender durchdrungen hat.“

Zu dieser nicht nur hochschulpolitisch brisanten Zeit bedeutete ein Studium in Lübeck gleichzeitig auch ein Studium an der innerdeutschen Grenze. Die DDR habe im alltäglichen Leben keine besondere Rolle gespielt, berichtet Stierl. Dennoch: „Beim Segeln auf dem Ratzeburger See waren einige Uferabschnitte tunlichst zu meiden! Der große Informationsmangel über die konkreten Lebensbedingungen in der DDR hat uns als Medizinstudenten besonders neugierig gemacht. Mit einigen Kommilitonen aus Lübeck und Kiel habe ich an einer mehrtägigen Exkursion des MSB-Spartakus (Anm. d. Red.: Marxistischer Studentenbund Spartakus) nach Neubrandenburg teilgenommen, bei der wir medizinische Einrichtungen besichtigten. Die größte Angst hatten wir damals bei der Rückkehr vor einem möglichen Berufsverbot in der BRD!“

Heute ist Sebastian Stierl Ärztlicher Direktor der Psychiatrischen Klinik Lüneburg. Ab und zu kann man ihn aber noch immer in Veranstaltungen der Klinik für Psychiatrie als Gasthörer antreffen. Sein Fazit fällt ernüchternd aus: „Hier hat sich die Bedeutung des Sozialen spürbar verringert. Wissenschaftliche Fragestellungen, wie zum Beispiel nach der Weiterentwicklung von Versorgungsstrukturen für schwerstkranken Patienten, der Gewaltvermeidung, der Reduzierung von Psychopharmaka oder der Stärkung der Psychotherapie bei der Behandlung von Schwerstkranken spielen aus meiner Sicht keine Rolle.“

Neben vielen Erinnerungen erhält er aber auch alte Bande aufrecht: „Zu einigen Kommilitonen habe ich heute noch einen guten Kontakt, eine Mitstreiterin aus AStA und StuPa sitzt jeden Morgen in der Frühkonferenz neben mir, wenn wir gemeinsam versuchen, die Psychiatrische Klinik in Lüneburg zu einem besseren Krankenhaus zu machen.“

# DER SPRINGENDE PUNKT

Nov. 81

Nr. 31

Tja, dann müssen wir's  
wohl ohne Narkose ver-  
suchen, Herr v. Detmering...

Von dem lasse ich mich nicht  
narkotisieren, der hat vor 6 Jahren  
Flugblätter in der Stadt verteilt ...



## BERUFSVERBOT AN DER MHL

HERAUSGEBER: ASTA der MHL



Jahrelang waren Berufsverbote für die Studenten ein Thema – 1981 gab es dann auch in Lübeck einen hohen Wellen schlagenden Fall. Quelle: Der Springende Punkt

**Berufsverbote** Politisch aktiv zu sein war zu Zeiten der DDR eine heikle Angelegenheit, die nicht für alle folgenlos blieb. Ein Betroffener berichtet.

## Sind Sie ein Verfassungsfeind?

von Annika Munko.

„Man will mich mit allen Mitteln als Verfassungsfeind darstellen und ich kann nichts dagegen tun.“ So beschreibt Reinhard Fröschlin das Gefühl, als er sich nach dem Abschluss seines Studiums mit einem drohenden Berufsverbot auseinandersetzen musste. Ihm wurde vorgeworfen, Mitglied in einer zugelassenen Partei – der DKP (Deutsche Kommunistische Partei) – zu sein.

Der heute als Leitender Oberarzt arbeitende Dr. Reinhard Fröschlin erinnert sich noch gut daran, wie er damals davon erfahren hat, dass er nicht im öffentlichen Dienst arbeiten darf: „Ich hatte mich ganz ordentlich hier in Lübeck in der Anästhesie beworben, wurde auch zum Vorstellungsgespräch eingeladen und erhielt mündlich die Zusage des Professors. ‚Der Antrag läuft‘, sagte er und meine Bewerbungsun-

terlagen gingen an die zuständigen Gremien. Unter der Hand erfuhr ich dann von einem sozialdemokratisch orientierten Verwaltungsbeamten der MHL, dass es Schwierigkeiten gebe.“

Ursache war die damals übliche „Regelanfrage“ des Arbeitgebers an den Verfassungsschutz, ob der Bewerber sich etwas habe zu Schulden kommen lassen. War der Betreffende ein unbeschriebenes Blatt, stand einer Einstellung nichts im Wege, anderenfalls folgte eine Befragung. Fröschlin beschreibt seine Befragung im Rektorat als einem Verhör ähnlich, erzählt von gesammelten Unterlagen und Fotos, die bei Demonstrationen geschossen und ihm bei dieser Gelegenheit vorgelegt wurden.

Völlig überraschend kam das drohende Berufsverbot für Reinhard Fröschlin jedoch nicht: Die DKP war bei ihrer Gründung 1968 zwar nicht als verfassungsfeindlich verboten worden, doch, um eine Unterwanderung des Systems zu verhin-

dern, galten seit 1972 die „Grundsätze zur Frage der verfassungsfeindlichen Kräfte im öffentlichen Dienst“. Sie waren auch unter der Bezeichnung „Extremistenbeschluss“ bekannt und sollten „Verfassungsfeinde“ aus dem öffentlichen Dienst fernhalten, sodass die Mitgliedschaft in einer am Rande des Parteienspektrums angesiedelten Partei hochverdächtig war. Berufsverbote gegen Rechtsextremisten waren dabei eher selten, während das linke Spektrum wegen der Nähe zur DDR besonders unter Beobachtung stand.

Allein die Mitgliedschaft in Gruppen der DKP oder des MSB Spartakus war Grund genug, einen Bewerber nicht in den öffentlichen Dienst aufzunehmen. Eine gegen die Verfassung gerichtete Handlung stellte zwar ebenfalls einen Grund für ein Berufsverbot dar, war aber bei nachgewiesener Mitgliedschaft kein notwendiges Kriterium. Was kleinere „Delikte“ als eine Mitgliedschaft betraf, herrschte unter den Studierenden eher Unsicherheit darüber, was erlaubt war: „Wenn man in der Stadt auf der Straße irgendwas unterschrieben hatt, dann konnte das schon bedeuten, dass man damit auf die schwarze Liste kam“, berichtet Johannes Hoffmann, ehemals Lübecker Student, über die damalige Zeit.

Reinhard Fröschlin war sich als DKP-Mitglied im Klaren darüber, dass er wahrscheinlich fotografiert und abgehört wurde. In Kiel hatte er sogar zusammen mit einem Spitzel in einer WG gewohnt, was sich aber erst im Laufe des Prozesses am Verwaltungs- und Oberverwaltungsgericht anhand der gegen ihn verwendeten mitgeschnittenen Telefonate herausstellte. Von Verfahren gegen Angehörige anderer Berufsgruppen wie beispielsweise Lehrer oder Postboten hatte Fröschlin vorher schon etwas mitbekommen, doch er hatte nicht erwartet, als Arzt genauso betroffen zu sein. „Wir haben damals sicher einiges Unrecht in der DDR oder Russland nicht

sehen wollen“, sagt er heute und betont, dass er zwar mit der DDR sympathisiert hatte, die Verfassung der Bundesrepublik aber gut und wichtig fand und sich deswegen nie als „Verfassungsfeind“ gesehen hätte. Doch diese Position teilten zumindest die Richter nicht, sodass es für Reinhard Fröschlin durch den endgültigen Verfahrenspruch 1981 beim Berufsverbot im öffentlichen Dienst blieb.

Für ihn als Vater von drei Kindern war das keine einfache Situation: „Meine Frau und ich, wir haben uns gefragt, was wir ertragen können und was nicht. Inwieweit würde das Berufsverbot wirtschaftliche Folgen für uns als Familie haben? Und müssen unsere Kinder im Verlauf mit Konsequenzen rechnen?“

Als die Ablehnung der Aufnahme in den öffentlichen Dienst drohte, machte Fröschlin seine Situation sofort öffentlich. Im Folgenden wurde ihm viel Solidarität entgegengebracht, auch von Menschen mit einer vollkommen anderen politischen Einstellung: Berufsverbote auszusprechen wurde von vielen als Angriff auf grundgesetzlich verbrieft Rechte und somit anti-demokratisch empfunden, sodass sein Fall den Anstoß zu zahlreichen Protesten gab. So wurde in Lübeck eine Bürgerinitiative gegen die Verhängung von Berufsverboten gegründet und auch der AStA engagierte sich; Peter Delius, der damals in den studentischen Gremien aktiv war, erinnert sich an die Berufsverbote als eines der wichtigsten Themen dieser Zeit. Im „Springenden Punkt“, der Lübecker Studentenzeitung, erschienen Artikel und auch der NDR berichtete.

Letztlich hat Reinhard Fröschlin aber Glück gehabt: Auf den Tipp eines Kollegen hin bewarb er sich in einer privaten Klinik und wurde eingestellt, sodass das Berufsverbot für ihn nicht zu der existenziellen Bedrohung wurde, die es für manch anderen gewesen sein mag.

...man könnte auch dorthin fahren, was denkst du denn? Ich meine, mir ist alles recht, ich richte mich nach dir, aber...

Ich will einfach nur in Ruhe segeln!



Ich mein nur, die Vögel fliegen grad nach Westen, also einige Vögel auf jeden Fall, und man sagt ja....

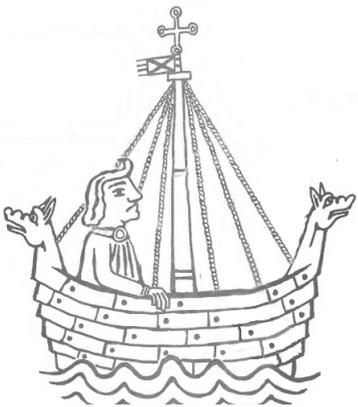
Du bist auch so ein Vogel.



Hey, du hast das einzige Ruder!



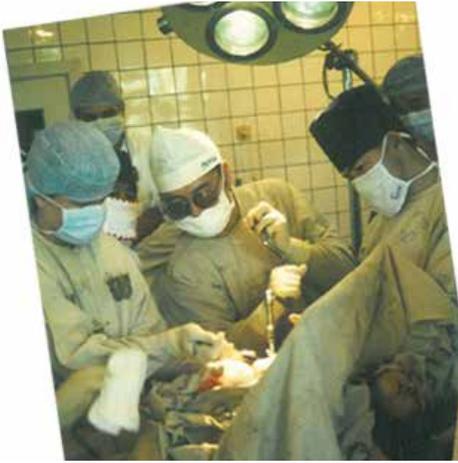
Wie ich es 50 Jahre mit diesem Schnacker ausgehalten habe ist mir ein Rätsel.



50 Jahre Uni Lübeck



Das neue Corporate Design ist deprimierend



Um diese 16 Jahre alten Bilder zurückzugeben sind wir auf der Suche nach Ute Pastor. Foto: Ute Pastor

**Fundstücke** Unvollendetes aus Jahrzehnten studentischer Presse.

# Doch noch ein Happy End?

von Annika Munko.

In den vergangenen 50 Jahren haben die Lübecker Studierendenzetungen auf dem Campus für viel Diskussionsstoff und Unterhaltung gesorgt. Doch nicht alles, was unsere Vorgänger begonnen haben, wurde auch zu Ende gebracht, sodass wir uns jetzt genau das zum Ziel gesetzt haben. Das beste Beispiel sind die ersten beiden Teile einer Fortsetzungsgeschichte, auf die wir bei der Digitalisierung alter Ausgaben des „Springenden Punkts“ stießen. Ein letzter Teil wurde nie veröffentlicht, da die 57. Ausgabe des SpriPus zugleich die letzte war. Lag das Ende der Geschichte fast vergessen in einer Schublade oder war es womöglich nie geschrieben worden?

Ein Anruf bei Autorin Andrea Löseke, mittlerweile niedergelassene Frauenärztin in Krefeld, schaffte Klarheit: Ja, sie habe die Geschichte damals zu Ende geschrie-

ben und vielleicht – sofern es nicht dem Aussortieren vor einem Umzug zum Opfer gefallen sei – finde sich das Manuskript noch irgendwo, sie wisse zumindest, wo sie suchen wolle. Knapp eine Woche später bekamen wir Post und freuen uns nun, in dieser Ausgabe endlich das Ende der Geschichte zu veröffentlichen, die vor 25 Jahren begann!

Weniger erfolgreich war die Suche nach Ute Pastor, die der „Bauchpresse“-Redaktion ihre Fotos vom Sommerball 1998 und einer Famulatur in der Mongolei zur Verfügung stellte. Ihrer auf die Innenseite der Fototasche gekritzelten Bitte um Rückgabe der Bilder nach Erscheinen der Ausgabe ist scheinbar niemand nachgekommen. Weder über die Alumni noch durch Google- und Facebook-Recherchen war sie ausfindig zu machen, sodass die Frage „Wo ist Ute?“ zunächst offen bleibt. Für sachdienliche Hinweise ist die Redaktion dankbar!

## Die Geschichte vom

**HYPOMOCHLION****oder: Der unendliche interpersonelle Konflikt**von **Andrea Löseke**

## Teil 3

## Dramatis Personae

*In der 56. Ausgabe der Studierendenzeitung der Springende Punkt vom Dezember 1989 erschien der erste Teil der dreiteiligen „Geschichte vom Hypomochlion“ von Andrea Löseke. Leider war Ausgabe 57 die letzte Ausgabe jener Zeitung und so blieb das Schicksal des Hypomochlions bis heute unbekannt.*

*Für das StudentenPACK zum 50. Jubiläum der Universität zu Lübeck haben wir Andrea Löseke, inzwischen Frauenärztin in Krefeld, gefragt: Ist der dritte Teil noch aufzufinden? Ja. Und so beenden wir nun die Geschichte, die vor 25 Jahren begann.*

*Was bisher passiert ist: Am besten, ihr schaut in die alten SpriPus (Ausgabe 56 und 57 in unserem Archiv zu finden) und lest nochmal von vorne.*

**Hypomochlion:** Held der Geschichte, ist in die Arachnoidea verliebt und hat sie gerade aus der Gefangenschaft von Mister Trigeminus befreit

**Arachnoidea:** schönstes, aber gefühlloses Wesen, das zuletzt von Mister Trigeminus entführt wurde

**Mister Trigeminus:** berüchtigter Verbrecher, der von Amygdala verhext worden ist und durch einen Sturz bewusstlos ist

**Amygdala:** Hexe, die in Mister Trigeminus verliebt ist und gerade versucht, ihn aufzuwecken

**Umbo:** Schrecken des Himmels, ebenfalls in Arachnoidea verliebt

**Mister Pylorus:** Wächter des Gasters — hier wurde Arachnoidea gefangengehalten

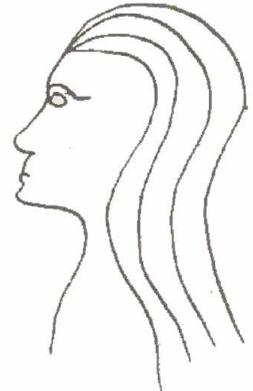


**Lien:** schwermütiger Drachen, der kein Feuer speien kann und dem für seine Hilfe bei der Entführung Arachnoideas ewige Jugend versprochen wurde

**Die Glissonschen Trias:** spinnen Intrigen und mischen sich in alles ein

**Limba:** Freundin der Arachnoidea

**Hippokampus:** ein helfendes Reittier



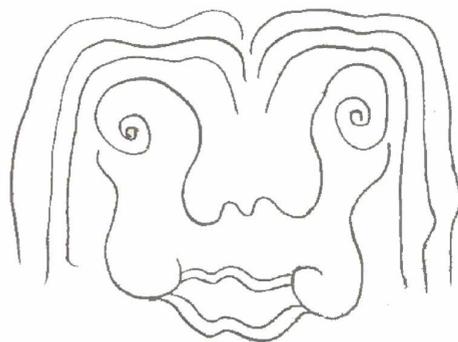
Das Hypomochlion rannte also in die Intertragika, die inzwischen wieder aufgewachte Arachnoidea auf dem Rücken tragend. Er gelangte immer tiefer in Gebiete, die ihm völlig unbekannt waren. Er wusste auch nicht, ob er jemals wieder herauskommen würde. Die alten Mythen berichteten über die Intertragika, dass sie Zugang zum Schicksal biete. Sollte es jemand wagen, hierher vorzudringen, so würde das Schicksal, das ja die Geschichte aller Lebewesen lenkt und daher unerkannt bleiben muss, unwiederbringlich erlöschen und blinder Zufall würde die Welt beherrschen. Außerdem würde niemand, der die Intertragika betritt, jemals wieder blauen Himmel sehen können, weil er nämlich dazu verdammt werden würde, für ewig die Kugeln des Zufalls zu rollen, die dann über die Zukunft aller bestimmen würden.

Auch die alten bekannten Heldenlieder schossen dem Hypomochlion durch den Kopf, während er mit Arachnoidea immer tiefer vorwärts stürzte. Aber es blieb keine Zeit zum Nachdenken. Immer noch war Umbo hinter ihnen her.

Doch die Liebe des Hypomochlions war um vieles größer als alle Furcht – er glaubte an die Kraft seiner Liebe, sodass er im Stillen sogar davon überzeugt war, Auricula, die Herrin des Schicksals, würde ihn erhören und ihm verzeihen, dass er ihre unbetretbaren Gänge betreten hatte.

Während der ganzen Zeit hörte er das Pusten und Japsen von Umbo dicht hinter sich, einmal hatte er sogar den Eindruck, dass sein Nacken von dem kurzen, kalten Atem des Umbo leicht gestreift wurde. Das jagte dem Hypomochlion einen furchtbaren Schauer über den Rücken und er nahm noch einmal all seine Kraft zusammen um noch schneller zu laufen. Da hörte er plötzlich ein lautes Fluchen. Umbo brüllte, er würde doch nicht wegen einer Frau das Schicksal der Welt erzürnen. Das Japsen und Stöhnen wurde leiser, Umbo hatte

die Verfolgung eingestellt und war umgekehrt. Umbo, obwohl er der Schrecken des Himmels war, hatte fürchterliche Angst vor Auricula, da diese viel mächtiger war als er selbst. Auch Umbo hatte die Regeln des Schicksals zu beherrschen und musste sich danach richten.



Was war inzwischen im Gaster geschehen? Mister Trigemini erwachte nach den zahlreichen Versuchen der Hexe endlich, rieb sich die Augen und sah gerade noch, wie das Hypomochlion mit der Arachnoidea in der Intertragika verschwand. Laut rufend stürzte er bis zum Eingang. Er traute sich aber keinen Zentimeter hinein, weil er die alten Mythen sehr genau kannte. Auch gab es für ihn jetzt keinen Grund mehr.

Mister Trigemini war zwar inzwischen zu einem gemeinen Verbrecher geworden, aber gerade deswegen hatte er so schreckliche Angst vor dem Schicksal, dass er alles andere darüber vergaß. Da war er sich mit Amygdala völlig einig. Sie wussten, dass das Schicksal eines Tages Tribut verlangen würde für das begangene Unrecht. Diesen Tag schoben beide gedanklich weit weg, hoffend, er würde niemals kommen. Amygdala hatte Mister Trigemini durch ihre Wiederbelebungsversuche noch mehr

in ihren Bann gezogen, die letzten Flammen Leben waren von ihm gewichen. Jetzt wusste Mister Trigeninus nicht mehr, dass er verzaubert worden war. So können wir den letzten Funken Hoffnung auf eine glimpfliche Rettung für Mister Trigeninus getrost aufgeben, egal, wie seine Geschichte enden wird.

Eigentlich war es aber klar, dass Arachnoidea als getötet zu gelten hatte, weil allen klar war, dass niemand aus der Intertragika zurückkommen würde. So heiratete Amygdala Mister Trigeninus, wie sie es versprochen hatte. Ihre Augen sprühten und funkelten, wie es sich für eine Hexe, die ja schließlich am Ende ihres Lebenstraumes stand, gehörte. Die Glissonschen Trias organisierten die Zeremonie zum Entzücken der anderen Besucher der Gegend, die inzwischen durch die Tageszeitung vorinformiert waren. Mister Pylorus war inzwischen ganz der Alte. Er ließ sich das Geschehene erzählen und versprach mehrmals, nie wieder würde er so viel Endorphinwein trinken, denn, man sehe ja, was dabei heraus kommen würde. Da er aber so verschlossen war, zog er sich zurück, um seinen Gaster von den Tränen zu befreien. Er nahm nicht an der Hochzeitsfeier teil. Besonders entsetzt war der Verschlussene, dass er im Rausch aus seiner wilden und engagierten Jugend erzählt hatte. Jetzt hoffte er, dass bald alles in Vergessenheit geraten würde.

Lien, der alte Drache, weinte immer noch. Seine Augen waren schon furchtbar rot und geschwollen, aber die Traurigkeit wollte nicht von ihm weichen. Er forderte Amygdala nun auf, ihr Versprechen wahr zu machen. Das konnte Amygdala natürlich nicht, weil sie Unerfüllbares versprochen hatte, wie wir ja wissen. Als Lien einsah, dass er auf hinterhältigste Weise betrogen worden war, gab er allen Lebensmut auf, er wurde noch älter und konnte nun überhaupt kein Feuer mehr spucken.

Jetzt brachte er gerade noch eine kleine Rauchwolke zustande. Er zog sich tief betrübt zurück, ja er wusste gar nicht, weshalb er überhaupt noch lebte und begann darüber nachzudenken sich das Leben zu nehmen. Feuerspeien und Leute erschrecken, das waren schließlich die wahren Aufgaben eines Drachens, der fürchterlich und grausam sein wollte. Leider war das Lien nie so ganz gelungen, auch in seiner Jugend nicht, da er immer schon ein viel zu weiches Herz besessen hatte, um grausam zu sein. Nun glaubte er also, er hätte sein Leben gelebt, ohne sein Ziel jemals zu erreichen, was ihn natürlich noch trauriger machte.

Als er nach mehreren Stunden einsamen Nachdenkens zu dem Entschluss gekommen war, dass sein Ende nah ist, nahm er seine Ossikulae zusammen (das waren kleine Knöchelchen, mit denen er die Zukunft voraussagen konnte) und warf sie ein letztes Mal in den Sand. Die Konstellation war sehr eigenartig. Man verhiess ihm ewiges Glück und all das, was er sich schon so lange wünschte, aber Lien konnte keinen Anhaltspunkt erkennen, wie er all das erlangen sollte. Darin lag nämlich das Geheimnis der Ossikulae, sie verieten nie die ganze Zukunft: War nun Selbstmord der richtige Weg?

Wenden wir uns nun aber dem Hypomochlion zu. Doch zuvor müssen wir kurz eine Besonderheit unserer Gegend erklären, die von Bedeutung sein wird: Die Faselase.

Die Faselase: ein faseriges grünliches Gewächs, das überall wächst, kaum Licht und Wasser braucht und ein sehr wirkungsvolles Mittel war, nur das wusste keiner. Man hielt die Faselase für ein Unkraut und riss es aus, wo man es nur fand. Zufällig nun hatte das Hypomochlion, seiner Gewohnheit folgend, die wiederum seinem sehr ordentlichen Charakter folgte, als er vom Salpingobaum gesprungen war, auf der

Erde etwas Faselase entdeckt, diese ausgerissen und, weil sich gerade kein Abfall-eimer in der näheren Umgebung befand, einfach in seine Hosentasche gesteckt.

Als er nun kein Laufen und Stöhnen mehr hinter sich vernahm, hielt er mitten im Laufen inne und setzte Arachnoidea, die inzwischen schon etwas blau angelaufen war und kaum noch atmete, ab. Zufällig fiel ihm dabei die Faselase aus der Tasche, die sich auf Arachnoideas Brust senkte und diese zu neuem Leben erweckte. Selbige schlug die Augen auf und machte einen sehr überraschten Eindruck.

„Wer bin ich, wer bist du?“

„Ich bin das Hypomochlion und habe dich aus dem Gaster befreit, in dem du gefangen warst, Erinnerst du dich?“, sagte das Hypomochlion bescheiden. Dabei blickte er beschämt auf den Boden. Leichte Röte überzog seine Ohrenspitzen, und das trotz der Aufregung.

Arachnoidea erwiderte: „Ja, ja, daran erinnere ich mich. Ich dachte, ich muss ertrinken. Du hast mich in der letzten Sekunde gerettet. Ich danke dir, tapferes, kleines Hypomochlion.“ „Aber das war doch selbstverständlich.“ „Aber sage mir, wo bin ich jetzt, hier ist es ja schrecklich kalt!“ „Oh, Arachnoidea, du empfindest etwas! Wie kann das geschehen? Das muss an der Faselase liegen.“ Letzteres sagte er schon mehr zu sich als zu Arachnoidea, die ihm auch nicht zugehört hatte. Sie wunderte sich sehr und musste nun die Unmenge neuer Gefühle ordnen, die auf sie einströmten. Sie bemerkte, wie viele völlig unbekannte Gefühle in sie hineinkrochen, auch konnte sie Kälte und Wärme empfinden und sie begann zu spüren, dass das Hypomochlion sie liebte.

Jenes erzählte ihr nun, wo sie waren. Gemeinsam überlegten sie, was zu tun sei. Doch es blieb keine Zeit zum Nachdenken. Das Hypomochlion hörte laute Schreie aus der Ferne, aus dem Inneren der Intertra-

gika kommend. Auricula näherte sich ihnen mit ihren Petrosen. Petrosen sind alte und weise Helfer, die der Auricula bei der Fällung des Schicksals ratgebend zur Seite stehen.

Ein jeder kann sich denken, was jetzt passieren muss oder passierte alles doch ganz anders? Wir jedenfalls werden es nicht betrachten, da alles, was in der Intertragika passiert, Geheimnis ist und auch bleiben soll.

Setzen wir also zu einem späteren Zeitpunkt einer langen Unterredung ein und überlassen das Gewesene der Phantasie unserer Leser.

Auricula überlegte und sagte: „Dein Herz, Hypomochlion, fordere ich als Tribut!“

Da hob das Hypomochlion seine Stimme und sagte „Schau mich bitte nicht so traurig an, weil ich dir mein Herz nicht schenken kann. Du weißt doch genau, ich gab es fort, du weißt, ich gab mein Wort. Mach doch mal ein fröhliches Gesicht. Tränen in den Augen stehen dir nicht. Sicher kommt ein anderer daher und du wirst sehen, der liebt dich sehr. Lass in deinem Herzen dir die Illusion, sicher kommt die Liebe morgen schon. Schau mich bitte nicht so traurig an, weil ich dir mein Herz nicht schenken kann.“ (In dankbarer Anlehnung an Thomas Fritsch)

Da war die Auricula so gerührt, dass sie überhaupt nichts mehr sagen konnte. Nachdem sie sich wieder etwas gefangen hatte, entließ sie das Hypomochlion und die Arachnoidea mit den Worten „Eure Liebe hat mich überzeugt.“ Sie nahm den beiden das Versprechen ab, keinem etwas darüber zu erzählen, was sie hier gesehen oder erlebt hatten. Auch durften sie nichts über Auricula erzählen.

Die beiden, vom Glück erfasst, gingen also zum Eingang zurück, wissend, dass jetzt alles gut werden würde.



Nach langen, strapazenreichen Jahren fand die Informatik in Gebäude 64 endlich ein Zuhause. Foto: Lukas Ruge

**Geschichte** Urgesteine der Informatik berichten über die Anfänge in Lübeck.

# Von Null auf Eins

**von Bjarne Witten.**

Nachdem in Lübeck fast 30 Jahre lang nur die Medizin gelehrt wurde, wurde an der Medizinischen Universität zu Lübeck ein weiteres Fachgebiet in die Hochschullehre zu integriert, welches vor einem Jahr sein 20-jähriges Bestehen feiern konnte. Mit der Informatik begann der Aufbau eines neuen, naturwissenschaftlichen Studienbereichs in Lübeck, der sich als Muster für viele weitere Studiengänge etablieren konnte. Wie alles andere in der Welt geschieht eine solche Entwicklung aber nicht über Nacht, sondern Schritt für Schritt.

## Die Gründung

Den ersten Schritt tat Professor Pöpl, als er den Diplomstudiengang Informatik mit

Nebenfach Medizinische Informatik zum Wintersemester 1993/1994 ins Leben rief. Prof. Volker Linnemann, der bis zum April dieses Jahres Leiter des Instituts für Informationssysteme war, erinnert sich: „Ich war damals der einzige Rufinhaber, der bereits im Wintersemester 1993/1994 seine Tätigkeit an der Universität in Lübeck begonnen hat, zeitgleich mit den ersten Informatik-Studierenden.“ Als Student hatte er bereits 1972 die Einführung eines neuen Studienganges direkt miterlebt. „Jetzt hatte ich die Möglichkeit, den Start eines Informatikstudienganges aus Professorensicht zu erleben. Deshalb war es mir wichtig, von Anfang an dabei zu sein.“. Trotz anfänglicher Provisorien wie der Unterbringung in der alten Seefahrtsschule gelang es, einen Vorlesungsplan mit Line-

arer Algebra, Analysis und medizinischen Transferbereichen auf die Beine zu stellen. Um sich untereinander abzusprechen, gab es monatliche Professorentreffen: „Diese Treffen fanden zunächst immer in einem China-Restaurant in der Nähe des damaligen Informatik- und Mathematikstandortes ehemalige Seefahrtschule statt. Da es manchmal etwas hoch herging, wurden die Treffen dann in die Universität verlegt.“

Mit der Vorlesung „Einführung Informatik I“ begann schließlich an einem Donnerstag die erste Informatik-Veranstaltung. Im Beamer-losen Hörsaal H1 traten sich Linnemann und etwa 20 Studenten gegenüber. Doch auch ohne solche Präsentationsmittel lassen sich gute Vorlesungen halten: „Die Vorlesungen selbst waren sehr gut und genau auf uns Informatikstudierende abgestimmt“, erinnert sich Helge Illig, der damals als erster Informatikstudent im Hörsaal saß und bis heute die Universität als Betriebsleiter des IT-Service Centers begleitet. „Wenn wir etwas nicht verstanden haben, wurde das in der Vorlesung sofort geändert.“

Nicht zuletzt von den Studenten gab es in diesen ersten Jahren eine Menge zu tun. „Als ich anfang war das Meiste Aufbauarbeit.“, so Illig. Er gründete mit einigen Kommilitonen die erste Informatik-Fachschaft und engagierte sich im Konvent und den Berufungskommissionen. „Es war nicht zuletzt auch recht lustig, mal nicht von den Professoren bewertet zu werden, sondern stattdessen ihre Bewerbungen an der Universität entgegen zu nehmen. Zur Abwechslung wollten die dann einmal was von uns!“ Auch an die Reaktion der Medizinstudenten auf „die Neuen“ erinnert er sich: „Die Reaktion war eher: Was sind denn das für komische Leute, die nur am Computer sitzen?“ Da auch die Seefahrtschule nur einen begrenzten Raum für die wachsende Anzahl an Instituten bieten

konnte, war sie bereits durch das Institut für Informationssysteme und das Institut für Theoretische Informatik unter der Leitung von Herrn Professor Reischuk gut gefüllt, woraufhin sich die Uni noch weiter verteilte. So siedelten sich die Softwaretechnik und das Institut für Multimediale und Interaktive Systeme im Technikzentrum auch fernab des Campus an, während andere Institute hinter der damals noch vorhandenen Herrenbrücke angesiedelt waren. Für alle Beteiligten bedeutete dies jedes Mal einen zusätzlichen Aufwand, um zu einem der insgesamt vier verschiedenen Standorte der Mathematik und Informatik zu gelangen. Ein Gebäude für alle auf dem Campus musste her.

### Ein neues Heim

Die Planung für diesen ersten großen Meilenstein der Informatik in Lübeck, den Bau des Informatik-Gebäudes 64, begann tatsächlich schon weitaus früher. „Als ich 1993 angefangen habe, hieß es vom Kanzler noch: ‚Das dauert ein Jahr, dann wird gebaut.‘ Es hat dann mehr als sechs Jahre gedauert, bis im Februar 2000 der erste Spatenstich für das Gebäude vollzogen werden konnte.“ Schon zu seiner Berufung habe Linnemann Unterlagen über die Gebäudefläche erhalten. „Endlich einziehen konnten wir dann aber erst im März 2004“. Helge Illig, der für die Universität bei der Planung der Infrastruktur und des Datennetzes im Neubau mitwirkte, musste nach der Errichtung feststellen, dass das Gebäudemanagement Schleswig-Holstein den Neubau als Bürogebäude entworfen hatte und damit kein Platz für raumergreifende Server angedacht war. „Es ist sehr verwunderlich, wie so etwas bei der Planung einfach vergessen werden konnte.“, so Illig. Um die Infrastruktur dennoch unterbringen zu können, sind bis heute mehrere Büroräume durch Server besetzt und können nicht genutzt werden.

2009 mussten sich die Bewohner des Neubaus dann mit einem weiteren Problem auseinandersetzen. Schon bei der Entwicklung war geplant gewesen, das Gebäude aufzustocken, wenn es einmal zu klein werden würde. Linnemann sagt über die Zeit der Baumaßnahmen für das dritte Stockwerk: „Die Zeit dieser Erweiterung war für die Mitarbeiter im Gebäude 64 alles andere als schön.“ Insbesondere der Baulärm war eine Belastung, der sich die Mitarbeiter fast täglich aussetzen mussten. „Man konnte nicht telefonieren, man konnte keine Besprechungen machen, man konnte bei dem Lärm auch keine Klausuren schreiben, weil es bei dem Baulärm fast unmöglich war sein eigenes Wort zu verstehen, geschweige denn sich zu konzentrieren.“, so Illig. Entsprechend fielen die Reaktionen der Mitarbeiter im Neubau auf Präsident Dominiaks vielzitierte Aussage „Baulärm ist der schönste Lärm“ eher verhalten aus, wie Illig berichtet: „Ich habe den Spruch gehasst und da war ich auch nicht der einzige. Man kann das gut sagen, wenn man weit weg sitzt. Herr Dominiak war zuerst als Lehrstuhlinhaber in der Pharmakologie und später als Präsident im Herrenhaus oder im Haus 1 und 2 schließlich immer weit weg von der Baustelle. Ich glaube er hätte den Spruch nicht gesagt, wenn er hier im Gebäude gesessen hätte.“ Allen Widrigkeiten zum Trotz steht seit September 2011 ein Gebäude, in dem die Informatik ihren Platz gefunden hat. Und die Tatsache, dass dieses Gebäude nun steht, ist alles andere als negativ: „Es ist natürlich schön, wenn man neue Gebäude bekommt.“ Alte Gebäude besäßen zwar ihren Charme, aber wenn man einen Blick auf die Kieler Universität werfe, fiel einem auf, dass neue Gebäude doch besser genutzt werden können, so Illig.

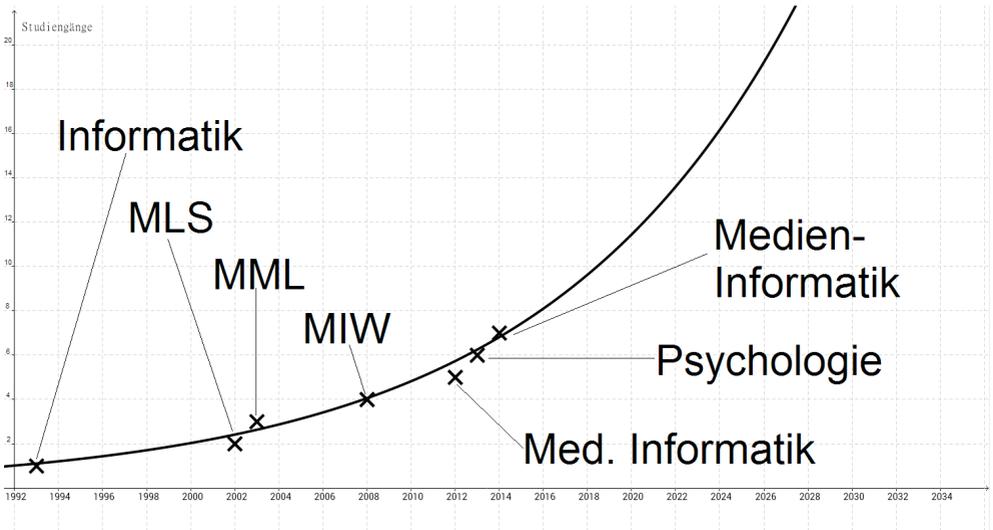
### **Es wird weiter wachsen**

Mittlerweile zieren erneut Baustellen an

vielen Stellen den Campus. Eine Entwicklung, die sich nach Ansicht Illigs fortsetzen wird: „Die Schritte für diese Erweiterungen insbesondere im Life Science Sektor werden durch die bereits vorgenommene Gründung des BioMedTec-Campus und die Kooperation mit der Fachhochschule weiter voran getrieben. Die Uni wird damit noch weiter aufblühen. Nicht zuletzt unterstützt auch die Stiftungsuni diesen Weg, indem von außen Stifter hinzukommen und Förderungsmaßnahmen durchgeführt werden können. Ich denke, dass wir in Zukunft gestärkter und besser dastehen werden als heute.“ Eine Perspektive, die sich auch in den Studiengängen niederschlagen wird. So könne laut Prof. Linnemann davon ausgegangen werden, dass sich die bereits in den letzten Jahren durchgeführte Aufspaltung der Informatik in immer mehr Teildisziplinen wie die Medizinische Informatik, die Medieninformatik oder den Masterstudiengang Entrepreneurship in Digitalen Technologien fortsetzen wird: „Heute umfasst die Informatik wesentlich mehr, sodass man das nicht mehr alles in einen Studiengang packen kann. Deshalb wird diese Spezialisierung so weitergehen. Es kann sogar gut sein, dass es irgendwann keinen Kerninformatik-Studiengang sondern nur noch spezialisierte Informatikstudiengänge gibt. Das ist eine Konsequenz der immer größer werdenden Stofffülle.“

Und noch etwas konnten wir über die Uni in Erfahrung bringen: Hartnäckig hält sich das Gerücht, dass das Gebäude 64 um 90 Grad gedreht gebaut werden sollte. Dieses Gerücht wurde vor allem durch die Sonnenschutzrollläden an der Außenseite genährt, die aus irgendeinem Grund Richtung Norden ausgerichtet sind. Tatsächlich steht das Gebäude aber richtig so, wie es steht. Und das Anbringen der Rollläden wurde nur nicht ganz genau durchdacht.

Man kann auf die nächsten 20 Jahre also nur gespannt sein.



Wohin soll das noch führen? Auf jeden Fall nach oben. Grafik: Johann Mattutat

**Studiengangs-Explosion** Was die Mathematik zur Größe der Uni folgert...

# Dominiak's Law

von Johann Mattutat.

Mittlerweile hat unsere Universität etwa 3700 Studenten und so manch einer fragt sich, wie groß unsere Uni bei den immer neuen Studiengängen noch werden soll – die allgemeine Entwicklung „Es werden immer schneller immer mehr“ fällt schließlich schnell auf. Die rasante Entwicklung begann nach zaghaften Anfängen durch MLS und MML ungefähr im Jahr 2005. In diesem Jahr begann auch ein Professor der Pharmakologie mit seinem Aufstieg über den Rektor zum Präsidenten. Ob beide Ereignisse unabhängig voneinander sind oder miteinander zu tun haben, konnte nicht eindeutig geklärt werden. Ein Zusammenhang ist jedoch nicht auszuschließen, sodass angenommene

Gesetzmäßigkeiten untersucht und vorab nach dem Präsidenten der Uni zur Zeit des Wachstums als „Domiak's Law“ benannt werden können.

Besonders deutlich wird die Entwicklung bei der Anzahl der MINT-Bachelor-Studiengänge. War 1993 die Informatik als erster Studiengangsneuling noch eine Besonderheit, hat sich bei den aktuell sieben Studiengängen mittlerweile Routine eingeschrieben. Diese Datenmenge ermöglicht uns auch erste Modellierungen, wie sich die Entwicklung in der Zukunft fortsetzen könnte und wie groß beispielsweise unsere Universität zum 100. Jubiläum sein wird. Hier wollen wir dazu mathematische Methoden nutzen. Auf andere Fragestellungen wie Studentenzahlen oder die Raumsituation auf dem Campus lässt

sich die Vorgehensweise schnell und trivial verallgemeinern. Hier sind nur die vorhandenen Daten meist weniger signifikant.

Nehmen wir also an, die Anzahl der MINT-Studiengänge sei eine Funktion in Abhängigkeit von der Jahreszahl. Da die Studiengangs-Entwicklung ein fast natürlicher Prozess ist, betrachten wir sie als stetige Funktion. Hier bieten sich für einfache Modelle polynomielle (zum Beispiel  $7 \cdot x^5 - 3 \cdot x^2$ ) oder exponentielle (zum Beispiel  $2 \cdot e^{(7x)}$ ) Zusammenhänge an. Diese verschiedenen Ansätze liefern unterschiedliche Abschätzungen und werden kurz getrennt voneinander behandelt.

Beim polynomiellen Ansatz suchen wir eine Funktion  $f$  mit  $f(1993)=1$ ,  $f(2001)=2$ , ... ,  $f(2014)=7$ . Diese ist, wenn wir mit gerundeten Zahlen weiterrechnen,  $f(x) = 0.0000138 x^6 - 0.166 x^5 + 833 x^4 - 2229088 x^3 + 3353727583 x^2 - 2691076981024 x + 899730169769580$ . Setzt man das Jahr 2064 als 100. Jubiläum in die Formel ein, ergibt sich  $f(2064) \approx 17325001854$ .

Beim exponentiellen Ansatz suchen wir eine angenäherte Funktion  $g$  mit  $g(1993) \approx 1$ ,  $g(2001) \approx 2$ , ... ,  $g(2014) \approx 7$ . Hier findet sich als optimale Näherung (wiederum mit gerundeten Zahlen)  $2.04891 \cdot 10^{-75} \cdot e^{(0.0863438 \cdot x)}$ . Es ergibt sich für das 100. Jubiläum  $g(2064) \approx 511$ . In beiden Fällen ist die Entwicklung offensichtlich, auch wenn die Effektstärke zwischen mehreren Studiengängen für jeden Menschen der Weltbevölkerung und einer großen Universität schwankt.

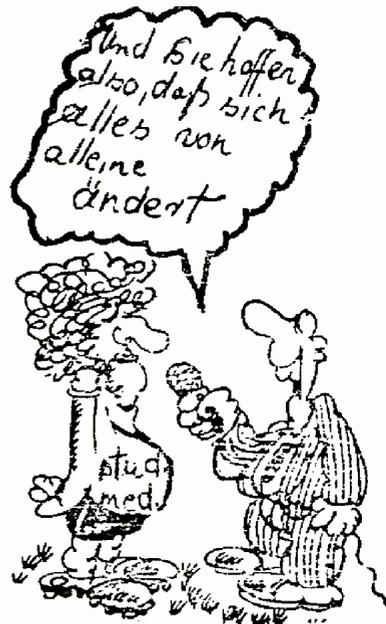
Das wohl realistischere letztere exponentielle Verfahren lässt sich ebenfalls auf die Ersti-Zahlen anwenden. Hier spuckt der Computer aus, dass diese nach einem Wachstum von 0 Studienanfängern (1963) über 200 (1992) bis hin zu 730 (2014) der Formel  $5.75835 \cdot 10^{-46} \cdot e^{(0.0549855 \cdot x)}$  folgen. Dies sagt der Bildungsstätte eine glorreiche Zukunft voraus, in der sie mit etwa 11.000

Studienanfängern zum 100. Jubiläum zu den größten Unis Deutschlands gehört.

Einzig die Mediziner bleiben von der Entwicklung verschont. Hier sind die Anfängerzahlen seit längerer Zeit konstant. Doch mit dem Studiengang Pflege wurde dieses Jahr auch in der Sektion Medizin ein neuer Studiengang eingeführt. Es lauert also Gefahr an allen Ecken und Enden.

Das Modell lehrt auf jeden Fall, dass wir uns schon einmal nach neuen Räumlichkeiten für die kommenden Jahre umsehen oder neue Hörsäle bauen sollten – denn wie heißt es an unserer Uni so schön? „Baulärm ist der schönste Lärm.“

Abschließend bleibt es dem interessierten Leser als triviale Übungsaufgabe, ob er die hoch angesehenen, viel zitierten, ausgesprochen signifikanten und detaillierten Berechnungen übernimmt oder als Papierverschwendung ansieht.



**Lübeck kämpft** .Aus dem Kampf um das Uniklinikum wird ein Kampf um die Uni

## Der schwarz-gelbe Tod



Wolfgang Kubicki vor dem Scandic Hotel Foto: Lukas Ruge

von **Susanne Himmelsbach**

Es ist Freitag, der 23. April. Um Mitternacht erscheint auf dem Onlineportal der Lübecker Nachrichten ein Artikel, in dem Wolfgang Kubicki, Fraktionsvorsitzender der FDP im Landtag, mit der Aussage zitiert wird, das Universitätsklinikum Schleswig-Holstein solle zur Privatisierung freigegeben werden. Die Emotionen kochen hoch: Mitarbeiter des Klinikums und Vertreter der Gewerkschaften bangen um Arbeitsplätze und die Einhaltung des aktuellen Tarifvertrags, Studierende sorgen sich um die Qualität der Lehre, das Präsidium der Universität zu Lübeck fürchtet um die gesamte Bildungseinrichtung.

Privatisierungspläne sind nichts Neues in Lübeck. Sowieso hat Lübeck Erfahrung, wenn es heißt, gegen drohende Entscheidung der Landesregierung zu demonstrieren. Einen

Vorgesmack gab es 1997, als Bundesbildungsminister Jürgen Rüttgers die Studiengebühren einführen wollte. Ganz Deutschland streikte. Schleswig-Holstein war erfolgreich: Hier gibt es diese bis heute nicht. Richtig ans Eingemachte ging es erstmals im Jahr 2005: Die Landesregierung hatte beschlossen, die medizinischen Fakultäten und Unikliniken in Lübeck und Kiel zu fusionieren und eine Landesuniversität Schleswig-Holstein (LUSH) zu etablieren. „Lübeck kämpft für seine Uni“ war der Leitspruch der Demonstrierenden während einer Großkundgebung, an der sich fast alle Studenten, die Mitarbeiter des Uniklinikums, Professoren, wissenschaftliche Mitarbeiter und sogar die Hundebesitzer beteiligten. Die Marschroute führte über den Haupteingang des Campus zum Hauptgebäude an der Koberger Allee, in die Innenterrasse am Koberg, wo sich über



„Tausende Protestanten durchziehen die Kieler Innenstadt.“ Foto: Thorsten Biet

**Neugierig** Wie ein Ersti die Geschichte der Uni-Rettung erkundet.

# Lübeck kämpfte für seine Uni

von Annika Steinmeier.

„Eine Stadt sieht gelb“ – überall steht es: auf Plakaten in und vor den Hörsälen, aufgeklebt auf Laptops älterer Studenten, im Klinikum an der Tür und man kann sogar eine Vitrine im Vorklinikum entdecken, die ganz in Gelb gestaltet ist. Schaut man genauer hin, entdeckt man immer wieder den Slogan „Lübeck kämpft für seine Uni“. Scheinbar jeder hier auf dem Campus weiß darüber Bescheid – na ja, nicht ganz. Wir „Erstis“ haben davon eher weniger Ahnung.

Gerade neu angekommen an der Universität zu Lübeck und in der Stadt Lübeck

selber, kenne ich zwar Lübeck nach ein paar Wochen schon relativ gut und finde mich in der Uni schon erstaunlich gut zurecht, aber mit der Geschichte der Uni habe ich mich natürlich noch nicht detailliert befassen können.

Diese Sache macht mich neugierig. Schon in unserer Vorwoche erzählen immer wieder Professoren und Studenten höherer Semester davon, wie toll Lübecks Uni ist und dass wir Glück haben, dass sie 2010 nicht geschlossen wurde. Wenn ich Studenten danach frage, was die Plakate denn zu bedeuten haben, erlebe ich die unterschiedlichsten Reaktionen. Die einen sind total genervt – „Nicht schon wieder. Lang-



Zitate aus Interviews über „Lübeck kämpft“. Grafik: Bjarne Witten

sam hängt mir das Thema echt zum Halse raus“ – und andere erzählen mir, dass die Uni Lübeck von der Regierung geschlossen werden sollte und Studenten, Professoren, Ärzte und sogar viele Bewohner Lübecks demonstriert hätten. Es scheint wohl eine große Aktion gewesen zu sein, aber so ganz genau kann ich mir immer noch nicht vorstellen, was da passiert ist.

Als ich das nächste Mal an der Vitrine vor V1 vorbeikomme, werfe ich mal einen Blick hinein. Ich muss schon zugeben, die Fotos beeindrucken mich. Studenten, so weit das Auge reicht, alle in gelb, alle haben T-Shirts an mit der Aufschrift „Ich kämpfe für die Uni Lübeck“. Plakate werden in die Höhe gehalten, große Banner und Luftballons. Die Atmosphäre ist sogar allein anhand der Fotos zu spüren, die Gemeinschaft, die von diesen Menschen ausgestrahlt wird.

Im Internet werde ich weiter fündig. Nicht nur bei Facebook finde ich die Grup-

pe „Lübeck kämpft für seine Uni“, sondern stoße bei Google sogar auf eine eigene Webseite: [www.luebeck-kaempft.de](http://www.luebeck-kaempft.de). Die schaue ich mir erstmal genauer an und werde mit Informationen überhäuft. Im Mai 2010 verkündete die damalige Landesregierung in Kiel die Schließung des Medizinstudiengangs an der Universität zu Lübeck. Ohne den Medizinstudiengang hätte aber wohl die ganze Universität schließen müssen.

Bereits fünf Jahre zuvor war der Regierung die Idee gekommen, die Universitäten Kiel, Lübeck und Flensburg aus finanziellen Gründen zusammenzulegen, woraufhin Univorsitzende, Bürgermeister und viele mehr Widerstand ankündigten und die Studenten der Fachhochschule, Musikhochschule und der Uni einen Demonstrationzug durch die Stadt machten. Zu diesem Anlass entstand auch die eigene Webseite [luebeck-kaempft.de](http://luebeck-kaempft.de). Kurze Zeit später wurden die Pläne der Zusammen-

legung damals jedoch niedergelegt und es wurde versichert, dass die Universitäten selbstständig bleiben würden.

Am 25. Mai 2010 wurde die Uni dann erneut bedroht. Aus finanziellen Gründen sollten der Medizinstudiengang abgeschafft und dafür der mathematisch-naturwissenschaftliche Zweig der Universität gestärkt werden. Es hieß, schon ab dem Wintersemester 2011/12 würden keine Medizinstudenten im ersten Semester mehr in Lübeck immatrikuliert werden.

Nachdem der erste Schock für die Studenten und Professoren der Uni überwunden war, wurde sofort gehandelt. Der AstA organisierte Versammlungen und die Widerstandsbewegung wurde immer weiter ins Rollen gebracht. Plakate wurden überall in der Stadt verteilt, Professoren hielten ihre Vorlesungen außerhalb Lübecks ab, um das Zeichen zu setzen: Wenn ihr uns nicht haben wollt, gehen wir eben woanders hin. Weitere Protestveranstaltungen aller Art – ob Sommerfest, Blutspenden oder Mediziner-Party, alles stand unter dem Motto: Lübeck kämpft für seine Uni. Wir kämpfen für unsere Uni.

Der Höhepunkt der Protestbewegung war die Demonstration in Kiel, von der auch die meisten Bilder zu finden sind. Am 16. Juni kamen geschätzt 14.000 Menschen vor das Kieler Landeshaus, um gegen die Schließung der Uni zu demonstrieren. Ein Sonderzug aus Lübeck brachte Studenten, Professoren, Beschäftigte der Universität und viele Bewohner Lübecks nach Kiel. Auch aus den umliegenden Regionen wie Hamburg, Flensburg und Lüneburg kamen Demonstranten um gemeinsam friedlich zu protestieren und den Reden zuzuhören, die dort gehalten wurden.

Daraufhin gab es in den folgenden Tagen immer wieder Konferenzen beispielsweise mit dem damaligen Wirtschaftsminister Jost de Jager und Podiumsdiskussionen zwischen dem Univorsitz und der Regie-

rung. Viele Politiker und Bürger sprachen sich offen gegen die Schließung des Medizinstudiengangs aus und auch Unternehmen aus Lübeck und Umgebung warnten vor der Schwächung ihrer finanziellen Lage durch die Schließung. Am 25. Juni 2010 legte die Universität der Landesregierung ein alternatives Sparkonzept vor, das daraufhin auch bei einer Pressekonferenz besprochen wurde.

Die Proteste wurden mit der Zeit auch über die Region Schleswig-Holsteins hinaus bekannt – so etwas wie hier gab es bisher wahrscheinlich in keiner deutschen Stadt. So gelangte die Nachricht auch bis nach Berlin, wo zuvor auch schon eine Vorlesung abgehalten worden war. Und aus Berlin kam schließlich die Rettung: Bundesforschungsministerin Anette Schavan, die sich schon früher gegen die Schließung der Uni Lübeck ausgesprochen hatte, ermöglichte es, dass das damalige Kieler Meeresforschungsinstitut Geomar, heute ein Helmholtz-Institut, bundesfinanziert wurde. Dadurch hat das Land Schleswig-Holstein eine Menge Geld gespart, das dann nach Lübeck in die Universität fließen konnte. Mit dieser Lösung umging man legal und einfach das Finanzierungsprogramm und die Universität wurde nicht geschlossen oder privatisiert – die Universität zu Lübeck behielt ihre Selbstständigkeit.

Nachdem ich jetzt so viel darüber erfahren habe, aus dem Internet, alten Zeitungsartikeln, von Fotos und nicht zu vergessen dem Buch „Eine Stadt sieht Gelb – Wie Lübeck seine Uni rettet“ kann ich nur sagen: Wir Erstis haben, ohne es gewusst zu haben, Glück gehabt, dass wir heute an dieser wunderbaren Uni Medizin studieren dürfen. Nachdem ich die Bedeutung der gelben Plakate und Erinnerungsbilder so genau kenne, weiß ich es umso mehr zu schätzen und kann verstehen, dass auch jetzt noch so viel davon berichtet wird.



Die Uni Lübeck wird nun tatsächlich zur Stiftungsuni. Ein Grund zur Freude? Quelle: StudentenPACK

**Zukunft** Das Stiftungsgesetz wurde verabschiedet. Was kommt da jetzt auf uns zu?

# Stiftungsuni – und dann?

**von Annika Munko.**

Nach jahrelanger Vorbereitung ist jetzt endlich alles in trockenen Tüchern: Mit dem ersten Januar 2015 wird die Uni Lübeck zur Stiftungsuniversität – zwei Jahre später als ursprünglich geplant, aber wen stört das schon, wenn die Aussicht auf finanzielle Unabhängigkeit winkt?

**Gute Aussichten für die studentische Mitbestimmung**

Über das für die Umwandlung notwendige Gesetz über die Stiftungsuniversität wurde am 12. September im schleswig-holsteinischen Landtag abgestimmt. Und mit dem

verabschiedeten Ergebnis können wir Studenten durchaus zufrieden sein:

Im Stiftungsrat, dem zentralen Organ der Stiftungsuniversität mit weitreichenden Befugnissen, werden Studierende genauso stark vertreten sein wie die anderen Mitgliedergruppen der Universität. Zusammensetzen wird sich der Stiftungsrat nämlich aus acht stimmberechtigten Personen, darunter vier hochschulinterne und vier externe Mitglieder. Aus jeder Statusgruppe – Professoren, Studierende, wissenschaftliche und nichtwissenschaftliche Mitarbeiter – ist ein Vertreter dabei. Auch an der Auswahl der externen Mitglieder sind alle Gruppen dadurch gleichermaßen beteiligt,

dass sie jeweils ein Senatsmitglied für den sogenannten „Findungsausschuss“ benennen; komplettiert wird dieser durch den Präsidenten.

Außerdem vorgesehen ist eine beratende Stimme im Stiftungsrat für den Präsidenten, die Gleichstellungsbeauftragte und einen gemeinsamen, von den Personalräten der wissenschaftlichen und nicht-wissenschaftlichen Beschäftigten benannten Vertreter.

Über die Zusammensetzung des Stiftungsrates wurde lange und bis zuletzt heftig diskutiert, doch auch ohne den erhofften Sitz für einen beratenden Studierendenvertreter sind wir Studenten – verglichen mit anderen Stiftungsuniversitäten – außergewöhnlich gut vertreten. Dass diese viertelparitätische Besetzung des Stiftungsrates nicht selbstverständlich ist, zeigen das niedersächsische und das hessische Hochschulgesetz: Im Stiftungs- beziehungsweise Hochschulrat sitzt ein oder gar kein hochschulinternes Mitglied und Studierendenvertreter sind nicht vorgesehen – kein Wunder also, dass das Fazit des Göttinger AStA nach zehn Jahren Stiftungsuni eher negativ ausfällt: „Echte Teilhabe und Einfluss auf die Entscheidungen an der Universität“ müssten wieder allen Statusgruppen ermöglicht werden, hieß es deswegen vergangenes Jahr.

Doch der Stiftungsrat ist nicht das einzige wichtige Gremium: Senat und Präsidium bleiben bestehen, neu hinzu kommt das Stiftungskuratorium, das sich aus Freunden und Förderern der Universität zusammensetzt, die sich besonders um diese verdient gemacht haben. Das Kuratorium soll die Stiftungsuniversität in Fragen ihrer weiteren Entwicklung beraten.

### **Der Traum vom großen Geld**

Darüber hinaus ändern sich vor allem die Finanzierungsmöglichkeiten für unsere Universität: Den Großteil des jährlich be-

nötigten Geldes stellt bisher das Bundesland zur Verfügung, das als Träger die Grundfinanzierung sicherstellt.

Eine Stiftung hingegen verfolgt ihren Stiftungszweck – sei es die Vergabe von Nobelpreisen oder die Unterhaltung einer Universität – eigentlich nur mit den Erträgen ihres Vermögens, also beispielsweise Zins- und Mieteinnahmen. Zur dauerhaften Finanzierung einer Uni ist folglich ein sehr, sehr großes Vermögen notwendig, das sich nicht innerhalb weniger Jahre erwerben lässt. Das Ausgangsvermögen setzt sich dem Stiftungsgesetz zufolge zusammen aus dem bestehenden Körperschaftsvermögen der Universität, neu vom Land auf die Stiftungsuniversität übertragenen Grundstücken und bisher genutzten „beweglichen Vermögenswerten“ wie Maschinen, Computertechnik und Fahrzeugen.

Um die laufenden Kosten der Universität zu decken wirft dieses Vermögen bei Weitem nicht genug ab. Dessen war sich der ehemalige Uni-Präsident Peter Dominiak auch während der Planungsphase 2012 bewusst: „Ich mache mir da gar nichts vor, wir werden in den nächsten 20 oder 30 Jahren noch nicht so viel Kapital haben, dass man mit den Erträgen arbeiten kann. Wir werden also nach wie vor darauf angewiesen sein, genauso behandelt zu werden wie alle anderen Hochschulen hier im Land.“ Diese Gleichbehandlung steht nun auch im Gesetz über die Stiftungsuniversität: „Die Vorschriften des Hochschulgesetzes [...] gelten für die Stiftungsuniversität entsprechend, sofern dieses Gesetz keine abweichenden Regelungen trifft.“ Somit erhält auch die Stiftungsuniversität Lübeck in Zukunft Gelder vom Land, weil im Hochschulgesetz sogenannte „Ziel- und Leistungsvereinbarungen“ zwischen Hochschule und Land vorgeschrieben sind, welche die Aufgaben der Hochschule und die dafür bereitgestellten Landesmittel für einen Zeitraum von üblicherweise fünf Jah-

ren festlegen. Bis 2018 sollen jährlich 25,7 Millionen Euro an die Uni Lübeck gezahlt werden.

### Schöne neue Welt

Zusätzlich zu den Landesmitteln und den anfangs eher geringen Erträgen des Stiftungsvermögens kann Geld von Dritten, beispielsweise Privatpersonen oder gemeinnützigen Stiftungen, eingeworben werden – Ziel der Uni sind dabei zehn Millionen in den ersten fünf Jahren. Ausgeschlossen ist hingegen, dass die Stiftungsuniversität bei Bedarf im Alleingang Studiengebühren erhebt.

Gehofft wird auf die spätestens seit den „Lübeck kämpft“-Aktionen 2010 große Verbundenheit zwischen Bürgern und Universität: Wer für eine Uni zum Demonstrieren auf die Straße gegangen ist, ist vielleicht ja auch bereit, für sie zu spenden. Genau darin sieht Dominiak den Vorteil und die große Sicherheit der Stiftungsuniversität: „Jeder Euro, den die Lübecker Bevölkerung einer Stiftungsuni spendet, macht die Uni sicherer. Weil keine Landesregierung sich trauen kann, eine Stiftung aufzulösen, in die so große Teile der Bevölkerung gespendet haben.“ Auch sein Nachfolger Hendrik Lehnert zeigt sich optimistisch: „Lübeck ist eine Stadt mit großer Stifterkultur und Bildungsbürgertum, da ist glaube ich viel zu machen. Wichtig ist hierbei natürlich, nicht nur Stifter in Lübeck zu finden, sondern auch darüber hinaus in der Region.“

Doch was bringt das Stiftungsgesetz außer vielleicht irgendwann einmal finanzieller Unabhängigkeit? Noch mehr Unabhängigkeit, aber auf anderen Gebieten – beispielsweise in der Personalverwaltung oder beim Wirtschaften mit den verfügbaren Finanzmitteln. Zudem bieten sich dadurch, dass die bisher von der Universität genutzten Liegenschaften in ihr Eigentum übergehen, mehr Freiheiten bei der Beein-

flussung von Baumaßnahmen – sicher toll für die Uni, aber für Studierende irrelevant.

### ... oder auch nicht?

Trotz der lockenden Freiheiten gibt es auch skeptische Stimmen auf dem Campus, beispielsweise Volker Linnemann. Er lehrt seit 1993 an der Universität und betrachtet das Projekt Stiftungsuni zwar als sinnvoll, aber auch als gefährlich: „Ich weiß nicht, ob eine so kleine Universität dieses Risiko wirklich eingehen sollte. Ich kann nur hoffen, dass es gut geht. Es wird wahrscheinlich immer Stimmen im Ministerium geben, die sagen werden: ‚Ihr seid doch jetzt Stiftungsuni, ihr braucht kein Geld mehr‘ Durch das Stiftungsgesetz ist das Land zwar weiterhin zu entsprechenden Zuschüssen an die Universität verpflichtet, ein Gesetz zu ändern ist aber jederzeit ohne Beteiligung der Universität möglich. Wenn das Land also wieder versucht, die Uni zu schließen, wird das über den Geldweg seitens des Landes laufen. Die große Gefahr ist also, dass das Land per Gesetz die Zuschüsse für die Stiftungsuni streicht und damit die Universität austrocknet.“

Ausschließen kann solche Gesetzesänderungen, egal in wie ferner Zukunft, natürlich niemand. Bis 2018 sind die Zuwendungen festgeschrieben, für die Zeit danach werden die Ziel- und Leistungsvereinbarungen neu verhandelt. Schon zu diesem Zeitpunkt könnten dank der Schuldenbremse die Spielräume im Landeshaushalt sehr, sehr klein sein, sodass die Universität sich vielleicht mit weniger Geld zufriedengeben muss. All das wird sich zeigen – doch bis dahin arbeitet die Zeit für die Stiftungsuni. Denn mit jedem Jahr, in dem der Grundstock des Stiftungsvermögens wächst – wenn auch nur um ein paar Euro, steigen die Erträge und die Stiftungsuni wird finanziell ein kleines bisschen unabhängiger von der Landespolitik.

# Das Völlegefühl

von **Bjarne Witten und Hendrik Wallbaum.**

Manchmal machen Menschen Sachen, die im Nachhinein als nicht durchdacht oder gar absurd bezeichnet werden. Der Bau der Mensa zählt nicht dazu. Denn hier stand schon von Beginn an fest, dass es nicht durchdacht und absurd werden musste. Als die Planung der Mensa abgeschlossen war, wurde die maximale Auslastung mit 1000 Essensausgaben angenommen, wobei jeder Platz vier- bis fünfmal genutzt werden würde. Damals betrug die Anzahl der Studierenden allein an der Uni übrigens etwa 1800 und es wurde bereits prognostiziert, sie würde auf 3000 Studierende anwachsen. Nach dem Anbau 2006 gab es dann sogar 1800 Essensplätze, die zur Verfügung standen. Das hätte um ein Haar gepasst!

Mit mehr als 700 neuen Erstsemestern in diesem Jahr ist jedoch auch diese Prognose endgültig überholt. So richtig merken konnte ich das an meinem zweiten Unitag, als ich zur Stoßzeit um Punkt zwölf Uhr die Mensa betrat. Während die MINTler aus dem Audimax noch auf der Treppe nach oben in der Schlange warteten, näherten sich vom Vorklinikum hunderte hungrige Mediziner dem Versorgungstempel. Überwältigt und von dem Gedanken beseelt, niemals durch diese Schlange zu kommen, trat ich den Rückzug an und überließ ihnen das Feld.

Ich frage mich manchmal, warum an so etwas nicht gedacht wird. Oder ob es Menschen gibt, die absichtlich vergessen, wachsende Studierendenzahlen in der Bauplanung zu betrachten. Auch wenn

die Schuld hier nicht ganz alleine bei den Verantwortlichen für die Bauprojekte zu suchen ist. Genau so muss sich die Universität selbst Gedanken darum machen, wie viele Studierende sie überhaupt logistisch verkraften kann. Das Angebot mit dem Bachelorstudiengang Medieninformatik zu erweitern, mag zum Beispiel für die Universität ein prestigereiches und sinnvolles Unternehmen sein um sich fachlich optimiert aufzustellen und Lehrinhalte besser auf Studierende zuschneiden zu können. Aber auch diese Studenten müssen essen. Und zwar nach Möglichkeit nicht jeden Tag einen Döner oder vergleichbares Fast-food. Ein bisschen Wartezeit in Kauf zu nehmen ist nichts, woran ich mich stören würde. Mit fertigem, warmem Essen in der Mensa zu stehen und keinen Sitzplatz zu finden hingegen stört mich durchaus. Ich bin jemand, der gerne ein leichtes Völlegefühl hat. Nur eben nicht um mich herum.

Aber andererseits – was beschwere ich mich. Es ist nur eine in sich logische Konsequenz, wenn die Übungen aufgrund von Raumknappheit überfüllt sind, Praktika zu Zeiten stattfinden, zu denen die Sesamstraße schon begonnen hat und Fahrradständer vor allen Gebäuden hoffnungslos von Drahteseln überrannt werden. Schließlich konnte man nicht vorhersehen, dass durch neue Studenten auch automatisch mehr Sitzplätze in der Mensa gebraucht werden, mehr Räume und mehr Fahrradständer.

Was kann man dagegen schon machen? Meine Empfehlung ist: Kauft euch eine eigene Sardinienbuche und verbringt ein paar Nächte darin. Dann kommt ihr mit dem Gedränge in der Uni sicher auch ganz gut klar...

# Bingo!

## vom MUzL-Männchen.

Transkript der Rede vom 3. November 2014, 16:00 Uhr:

Sehr verehrte Magnifizenz und Spektabilitäten, sehr geehrte Nobelpreisträger und Professoren, liebe Studierende, die sich zu dieser frühen Stunde angekleidet haben, hallo Björn (Anm. d. Red. Engholm). Um es mit den Worten unseres ersten Dekans der Medizinischen Akademie Wichard von Massenbach zu sagen: „Herzlich willkommen, ihr Hippies“. Auferstanden aus den Ruinen der Christian-Albr... Ich meine, 1964 als Zweitfakultät der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel auf dem Gelände der ehemaligen Heilanstalt Strecknitz gegründet, hat unsere kleine aber feine Universität in den letzten 50 Jahren aus allen Steinen, die ihr aus Kiel in den Weg gelegt wurden, etwas Schönes aufgebaut: das Forschungszentrum Borstel.

Wir haben das alte Motto: „Studieren am Todesstreifen“ hinter uns gelassen und sind heute eine exzellente Schwerpunkturniversität, welche den interdisziplinären Wissenschaftstransfer betont, und zwar durch die Schaffung unverständlicher und unaussprechlicher Akronyme wie Bio-Mett-Tee-Campus. Seit 1965 zielt die Hansekogge das Siegel dieser Institution und unerschrocken stach dieser Einmaster, das Siegel des Medizinstudiengangs stolz hochhaltend, in die See der Wissenschaft. Was für eine raue See es war: Man bedenke, dass dem Schiff zu Anfang vieles fehlte - zum Beispiel Platz zum Essen. Das Skorbutproblem konnte erst nach über 20 Jahren durch den Bau einer Kombüse gelöst werden. Unter neuer Flagge, der Flagge „MHL“ und später der Flagge „MUzL“ ging es vorwärts, doch niemals schnell genug: Um sich dem eigenen geistigen Horizont

schneller zu nähern hissten wir neue Segel: das Siegel der Informatik, der Mathematik und der MLS. 2003 zündeten die Vitalienbrüder im Kieler Landtag das Irrlicht der profitablen Synergie und lockten das Schwesterschiff „Lübecker Uniklinik“ auf die Sandbank UKSH. Kurz darauf sah auch das Unischiff seine Existenz bedroht: Den Angriff schwarz-gelber Holzwürmer, welche am Hauptmast nagten, überstand es unter dem Kampfschrei „Lübeck kämpft für seine Uni“ mit nur einer Handbreit Wasser unter dem Kiel (Es sei zu erwähnen, dass jene Holzwürmer die Wiederwahl verpassten, manche sogar an der 5%-Planke den Mund zu voll nahmen). Nun endlich frei läuft unsere Hansekogge unter dem Kapitän Peter Dominiak in den sicheren Hafen der finanziellen Abhängigkeit ein. Diese Sicherheit heißt Stiftungsuniversität.

Nach dem geschichtlichen Rundgang laden wir nun noch zu einem Rundgang über unseren Universitätscampus, dieses intellektuelle Zentrum am Rande der Stadt der Wissenschaft ein. Wir beginnen den Rundgang am Borstel/Lübeck Freundschafts-Apple-Baum (gesponsert von JessenLenz, Stifter der Universität zu Lübeck). Parallel können Sie Einblick in die Forschungstätigkeiten unserer Universität erhalten. Der Vortrag „Gehirn und Suchtverhalten – kein Problem“, gesponsert von unseren Freunden und Stiftern der Flens-Brauerei, findet ab 17:30 Uhr im Audi-Audimax statt. Ich muss Sie, so informieren mich die Richtlinien der Novartis/BP-Ethikkommission, darauf hinweisen, dass diese gesamte Rede von Dräger gesponsert ist.

Ich möchte Sie nun zu einem Galaempfang in unsere Moviprep-Mensa einladen, wo Günter Grass sagt, was noch gesagt werden muss. Einen schönen Abend.





## **Das letzte StudentenPACK!**

Es geht nicht mehr. Die Redaktion des StudentenPACKs ist in letzter Zeit geschrumpft und der Druck auf uns damit erheblich gewachsen. Wir müssen uns leider eingestehen:  
Das kriegen wir nicht mehr hin.

Gerne würden wir auch in den nächsten Jahren die Zeitung von und für Lübecker Studenten sein, aber ohne Eure Hilfe wird die Ausgabe im Dezember 2014 unsere letzte Ausgabe sein.

Wenn Ihr das StudentenPACK mitretten wollt, meldet Euch unter [redaktion@studentenpack.uni-luebeck.de](mailto:redaktion@studentenpack.uni-luebeck.de) oder kommt zur Sitzung:  
Montags um 18:00 Uhr im AStA Pavillon (Haus 24).